



März 2009

76

Mitteilungsblatt

der evangelischen Konferenz für Gefängnisseelsorge in Deutschland



Bild: Max Rüedi

Grafische Gestaltung/Druckvorlage: Monika Kornowska

Aus dem Inhalt

Susanne Büttner: Glauben, das heißt in der Tat Grenzen überschreiten

Dirk Harms: Der seelsorgerliche Tanz

Dr. Annette Gerlach: Besessenheit - eine psychiatrische Diagnose?

Schaufenster der Gefängnisseelsorge—Leitlinien, Homepage, Flyer

Einladung und Programm der Evangelischen Konferenz (S.25-32)

Liebe Kolleginnen und Kollegen –

Das Wichtigste in diesem Mitteilungsblatt sind natürlich die Anmeldeunterlagen für die evangelische Bundeskonferenz. Sie findet in diesem Jahr in Plön statt, die Nord-Konferenz hat sie vorbereitet und wir alle hoffen, dass sich Anfang Mai möglichst viele von uns dort einfinden. Alles weitere findet ihr auf den Seiten 22-29.



Nicht auf dieser, aber auf der Bundeskonferenz 2010 werden wir einen neuen Vorstand wählen.

Unser Konferenzvorsitzender Martin Faber hat nun 12 Jahre Vorstandsarbeit hinter sich und kann nicht mehr kandidieren. Auch Karin Greifenstein – bisher stellvertretende Vorsitzende – und Dieter Bethkowski als Schriftführer – kandidieren nicht mehr. Heike Rödder scheidet aller Wahrscheinlichkeit nach schon im Mai dieses Jahres aus der Gefängnisseelsorge aus, sodass wir ihren Vorstandsposten schon in Plön neu werden besetzen müssen. Die Head-Hunter aus Vorstand und Beirat und die Vorsitzenden der Regionalkonferenzen sind auf der Suche nach Mitgliedern, die sich eine zeitlang überregional für die Geschicke der evangelischen Gefängnisseelsorge einsetzen können. Bitte lest dazu auch den Artikel von Martin Faber auf Seite 4.

Ich selbst werde, nachdem ich es erst eineinhalb Jahre mache, die Arbeit am Mitteilungsblatt aufgeben. Ich bin zum Sprecher für das Wort zum Sonntag gewählt worden. Damit verbunden ist ein strammes Aus- und Fortbil-

dungsprogramm und natürlich das Schreiben und Einspielen der „Worte“. Ein Ehrenamt, dass keinen Platz für weitere ehrenamtliche

Engagements lässt. Wer hat Interesse, das Mitteilungsblatt weiterzuführen? Auf Seite 36 könnt ihr lesen, welche Aufgaben und welcher Arbeitsumfang damit verbunden sind.

Was die Reflexion unserer Arbeit angeht, konnten wir erneut aus dem Vollen schöpfen. Erstaunlich viele Kolleginnen und Kollegen haben in der letzten Zeit einschlägige Artikel in diversen Fachzeitschriften veröffentlicht. Einige davon können wir in diesem Mitteilungsblatt nachdrucken.

Kein Mitteilungsblatt, das nicht ausdrücklich auf unsere Web-Site www.gefaengnisseelsorge.de hinweist, die Dank Matthias Steinleitner in den letzten Monaten an Umfang und Qualität hinzugewonnen hat. Auch dieses Mitteilungsblatt wird dort in den kommenden Tagen in digitaler Form zu finden sein. Darüberhinaus findet ihr auf der Website vieles, was unsere Arbeit erleichtert: Musterstellungnahmen zu den im Werden begriffenen Landesvollzugsgesetzen, Predigten, Aufsätze. Auf der Bundeskonferenz wird uns Matthias Steinleitner zudem erklären, wie wir die Website verstärkt auch zur internen Kommunikation untereinander nutzen können.

Damit genug der Vorrede. Viel Spaß bei der Lektüre und auf ein Wiedersehen in Plön.

Euer Ulrich Haag



Inhaltsverzeichnis

Sünde—Radioandacht von Jönk Schnitzius	3
Gute Zeiten—schlechte Zeiten...	
Der Vorstand im Umbruch (Martin Faber)	4
Glauben, das heißt in der Tat Grenzen überschreiten (Susanne Büttner)	5
Beziehung leben im Gefängnis (Barbara Zöller, Dr. Tobias Müller-Monning)	11
Der Seelsorgerliche Tanz (Dirk Harms)	14
Besessenheit—eine psychiatrische Diagnose? (Dr. Annette Gerlach)	18
Schaufenster der Gefängnisseelsorge—Leitlinien, Homepage, Flyer	22
Der Flyer der Gefängnisseelsorge—Textfassung	23
Bundeskonferenz in Plön—Einladung und Programm	25

Bedenken, dass wir sterben müssen	32
Studienreise nach Estland—ein Bericht von Martin Faber	37
Chefredakteur beim Mitteilungsblatt - wie viel Arbeit ist das? (Ulrich Haag)	40
Bericht aus der AG Untersuchungshaft	41
Berichtsnotizen aus der AG Frauenvollzug	42
Prager Impressionen	43
Haftbedingungen in der Bundesrepublik Deutschland	
öffentliche Anhörung zur Gefängnispolitik	
Ein Bericht von Heike Rödder	44
Ich lebe und ihr sollt auch leben - Beerdigungsansprache für Otto Schramm	47
Am Kreuz der—ein Looser.	
Gedanken zur Karfreitagspredigt (Ulrich Haag)	50
Termine, Impressum	52

Sünde

Rundfunkandacht von Jönk Schnitzius, Pfarrer an der JVA Wuppertal, im WDR am 29.Jan.2009

Eines ist klar: Gewalttätige Jugendliche sündigen. Unklar scheint zu sein, daß Politiker und Bürger, die darauf nur mit dem Ruf nach längerer Strafe reagieren, auch sündigen.

Ich meine: Wir sind und bleiben verantwortlich für die Schwächeren. Die Schwächeren, das sind die Opfer und die Täter. Und zwar unabhängig von ihrer Hautfarbe und ihrer Nationalität. Wir sind verantwortlich. Alles andere ist christlich gesehen: Sünde. Christen erkennen was Sünde ist daran, wie Jesus sich verhalten hat. Jesus sagt: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder – und ich füge ein: „Schwestern“ – getan habt, das habt ihr mir getan. „ Die geringsten Brüder und Schwestern: z.B. die Opfer von Gewalttaten. Geringste Brüder: fast immer auch die jugendlichen Täter. Geringste Brüder und Schwestern: die oft überforderten Eltern.

Nicht das sie mich falsch verstehen: Es geht mir nicht darum, aus Tätern Opfer zu machen und sie so ihrer Eigenverantwortung zu berauben. Es geht mir darum an unsere, unsere, Verantwortung für die zu erinnern, die nicht aufspringen können auf den Individualisierungs-Bildungs-Mobilitätszug. An unsere Verantwortung für die, die sich schuldig gemacht haben. Im Paragraph 2a des Strafvollzugsgesetzes klingt das so: Im Vollzug der Freiheitsstrafe soll der Gefangene fähig werden, künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten führen zu können.

Es ist ein altes, schweres Wort: Sünde. Kennt man fast nur noch aus der Werbung, wenn es darum geht, ob irgend-

ein Produkt eine Sünde „wert“ ist. Die Botschaft ist natürlich: konsumiere! Logisch, wenn der Gott „Markt“ heißt. Und alles, aber auch wirklich alles sich der Frage stellen muss, ob es sich rechnet. Gottes Maßstab ist das nicht. Gottes Maßstab fragt danach, wie ich, wie wir, es mit der Gerechtigkeit halten, die sich nicht selbst genügt, sondern erst dann zu Gottes Gerechtigkeit wird, wenn es der schwächere Bruder, die schwächere Schwester spürt. Noch einmal: Herausforderung sind nicht die, deren Not offensichtlich ist. Unübersehbar braucht ein Obdachloser ein Dach über dem Kopf, ein leerer Magen regelmäßiges Essen, und Kranke gute medizinische Versorgung und Pflege. Aber was braucht ein gewalttätiger Jugendlicher? Was braucht einer, dessen Verhalten mich empört, der mir Angst macht und der stört? Längere Haftstrafen, Erziehungscamps, Warnschuss Arrest? Mit Sicherheit nicht. Jeder Praktiker, alle kriminologische Forschung sagt das. Ich meine was gewalttätige Jugendliche brauchen sind: Wirkliche, echte Beziehungsangebote und Ausbildung. Das hat nun nichts mit diesem fürchterlichen Begriff der sog. Kuschelpädagogik zu tun, wohl aber mit Verantwortung, die ihr Kriterium nicht in sich selbst hat, sondern im Gebot Jesu.

„Was ihr einem meiner geringsten Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan“, sagt Jesus. Nur Wegschließen ist Sünde. Wir sind verantwortlich.

Gute Zeiten – Schlechte Zeiten... Der Vorstand im Umbruch



Von Martin Faber, Vorsitzender der Evangelischen Konferenz für Gefängnisseelsorge

Ein Jahr noch, dann wird sich der Vorstand der evangelischen Konferenz für Gefängnisseelsorge in

Deutschland neu zusammensetzen, oder besser, die Mitgliederversammlung wird ihn durch Wahl neu zusammenstellen.

Alle fünf Positionen werden neu gewählt, jedoch wird nur eine „letzte Mohikanerin“ aus dem jetzigen Vorstand sich wieder zur Wahl stellen (können). Nämlich Barbara Zöller – die Schatzmeisterin.

Sollte Heike Rödder, eine der beiden Stellvertreterinnen, tatsächlich im Mai aus der Gefängnisseelsorge ausscheiden, wird auch auf der kommenden Mitgliederversammlung in Plön gewählt werden müssen.

Die Positionen beschreiben Verantwortlichkeiten: Der Schriftführer ist das Gedächtnis von Vorstand und Beirat, die Schatzmeisterin gibt das bewilligte Geld für sinnvolles und notwendiges aus, Vorsitzender und Stellvertreterinnen haben sich inhaltliche Arbeitsfelder aufgeteilt. Aber wir alle haben uns als ein Team verstanden, das miteinander diskutiert und berät, um dann das Beste für die Gesamtkonferenz zu vertreten.

Wir alle – ich denke, ich kann für alle meine Kolleginnen und Kollegen sprechen – haben Freude an dieser Arbeit: in den guten Zeiten gelungener Stellungnahmen zur Sicherungsverwahrung oder den Jugendstrafvollzugsgesetzen, der Erarbeitung der Leitlinien Gefängnisseelsorge, den Kontakten zur katholischen Schwesterkonferenz oder der nun schon länger zurückliegenden Zusammenarbeit mit dem damaligen Beauftragten für die

Seelsorge an Justizvollzugsanstalten; wir haben die Solidarität und Freundschaft in den schlechten Zeiten der Auflösung dieser Stelle in Berlin geteilt. Wir haben gemeinsam die Anstrengungen der Errichtung der Geschäftsstelle im Kirchenamt gemeistert und freuen uns über die gute Zusammenarbeit mit Frau Roziowski dort; wir sind durch das Tal der unerfüllten Erwartungen bei der Veröffentlichung der Leitlinien gegangen und froh, dass es jetzt endlich soweit ist.

Wir lernten, was wir zu Beginn unserer Ämter noch nicht wussten, und lernen immer noch: voneinander und von den von uns beauftragten Menschen, die einzelne Bereiche wie das Mitteilungsblatt, das Lesen von Zeitschriften, das Erstellen der Homepage oder das Gebiet der Fort- und Weiterbildung übernahmen oder ihr vollzugsspezifisches Know How oder internationales Interesse in die Diskussionen einbrachten.

In dieser Arbeit ist man nicht allein und nimmt immer viel auch für sich selbst mit.

Klar, Zeit dafür müssen wir uns alle nehmen. Sie ist überschaubar und von den Kernzeiten zweier Vorstands- und Beiratssitzungen im Frühjahr und Herbst, sowie der Jahrestagung im April/Mai und den dazugehörigen Vorbereitungszeiten bestimmt.



Noch ein Jahr im Amt: Der Vorstand von links nach rechts: Martin Faber, Barbara Zöller, Karin Greifenstein, Ulrich Haag, Heike Rödder, Dieter Bethkowski

Wir wollen Mut machen, eine der anstehenden Aufgaben zu übernehmen, euch zur Wahl zu stellen oder Kollegen und Kolleginnen zu bitten, zu fragen, zu bestärken, dass sie es können. Wenn ihr uns schreibt oder anruft, erfahrt ihr mehr.

Ihr werdet es nicht bereuen.

Glauben, das heißt in der Tat Grenzen überschreiten

Auf der Suche nach einer Kultur grenzüberschreitenden Mitgefühls im Angesicht von Europas Grenzen

Von Susanne Büttner

Der Artikel ist entstanden aus der Begegnung mit Menschen, die in der Hoffnung auf ein besseres Leben die Grenzen nach Europa überschritten haben. Viele von ihnen im Glauben daran, dass Gott selbst ihnen ein besseres Leben verspricht. Sie heißen Hope, Shurimafur, Aida, Hedwige, Annett, Blessing, Faith – um einige ihrer Namen zu nennen. Sie sind im Frauengefängnis von Schwäbisch Gmünd in Abschiebehaft genommen worden, weil sie so genannte „Illegale“ sind. Sie fragen: „Warum bin ich im Gefängnis – was habe ich Böses getan?“ Sie haben oftmals viel erlitten. Sie fragen mich und sie fragen uns nach unserem Glauben im Angesicht der Situation an Europas Grenzen, wo seit Jahren tausende Menschen in Internierungslager kommen oder gar sterben. Sie fragen damit nach dem Horizont einer Hoffnung, die sich nicht mit den bestehenden Verhältnissen abfindet. Der Artikel ist der Versuch, sich dieser Frage im Horizont einer „Theologie der Hoffnung“ zu stellen. (Die Überschrift ist Jürgen Moltmanns „Theologie der Hoffnung“ entlehnt, München 1965³ S. 15.)

I Drei Zugänge

Als die von der Europäischen Kommission ausgehandelten neuen Richtlinien zur Rückführung von Nicht-Europäer(innen) im Mai 2008 dem Europaparlament vorgestellt wurden, löste dies einen „Sturm der Entrüstung“ aus (vgl. die Berichterstattung in der Frankfurter Rundschau vom 24. 05. 2008) Der Grund: In ganz Europa soll danach eine Höchstdauer der Abschiebehaft von 18 Monaten eingeführt werden. Auch Minderjährige kommen in Abschiebehaft. In Deutschland gilt dies seit vielen Jahren. Immerhin löst andernorts diese von den Kirchen als unverhältnismäßig und inhuman kritisierte Pra-

xis auch bei Politiker/innen noch Empörung aus.

Seit den schlimmen Vorfällen in Ceuta und Melilla im Herbst 2005, als hunderte von afrikanischen Flüchtlingen die Grenzzäune zwischen Marokko und den beiden spanischen Enklaven stürmten, häufen sich die kleinen Pressemeldungen: *Vor Samos ertrunken; 50 Flüchtlinge vor der Küste Westafrikas vermisst; Afrika/Kanaren: Erneut tödliche Flucht; Lampedusa: Ertrunkene geborgen; Marokko: 150 afrikanische Flüchtlinge im Meer ertrunken.* Wenn wir über dieses Thema sprechen, kommt schnell die Forderung nach „Bekämpfung der Fluchtursachen“ auf. Das ist richtig. Doch tröstet es nicht darüber hinweg, dass in den letzten zehn Jahren schätzungsweise 15000 Menschen vor den Küsten Europas und Afrikas ertrunken sind (vgl. medico international, rundschriften IV 2007 S.18). Kann es für diese Dimension von vielfachem Sterben überhaupt Mitgefühl geben – oder gewöhnen wir uns daran als an eine hässliche, aber nicht zu vermeidende Begleiterscheinung des ansonsten humanen Projektes „Europa“?

„*Ich brauche Dein Mitgefühl!*“ - Der Satz stammt von einer afrikanischen Frau. Sie ist Christin, kommt aus Kamerun und kam in Abschiebehaft. Jeden Sonntag besuchte sie den Gottesdienst in „Gotteszell“ - das heutige Gefängnis ist ein früheres Kloster. Wir haben zusammen Abendmahl gefeiert. Wir haben Bibel gelesen mit den anderen Frauen aus der Abschiebehaft, auf englisch, französisch, russisch, albanisch, spanisch, deutsch, vietnamesisch. Wir haben miteinander den Erlebnissen der anderen zugehört, ihr Leid gesehen, und wir haben Trost gespendet. Wir haben füreinander gebetet, uns gesegnet. Wir sind Glieder am einen Leib Christi. Immer wieder kommt die Frage: „Warum werden wir behandelt wie Kriminelle? Wir fordern nur unser Recht auf ein Leben in Würde ein!“

2. Herausforderung Abschiebehaft für die Kirche als „Leib Christi“

Zunächst will ich den Blick auf eine Außengrenze Europas lenken, die durch die Mitte unserer Städte führt: Sie ist gegenwärtig in den tausenden von Menschen, die als so genannte „Illegale“ unter uns leben, das heißt als Menschen ohne gültige Aufenthaltspapiere - die EU-Kommission geht momentan von ca. 8 Millio-

nen Menschen ohne Papiere in den 27 Mitgliedsstaaten aus (vgl. „Newsletter“ des Flüchtlingsrates Baden-Württemberg Nr. 121 vom Mai 2008). Es sind Frauen, Männer und Kinder, deren Antrag auf Asyl abgelehnt wurde, und die nicht in ihr Herkunftsland zurückkehren können oder wollen. Es sind junge Menschen, deren Familien in der Heimat alles verkauft haben, um ihnen ein Ticket und gefälschte Papiere zu organisieren, um für die Zukunft ihr Überleben zu gewährleisten. Es sind auch Kinder, minderjährige Flüchtlinge, Waisen von den Kriegsschauplätzen Afrikas, aus Afghanistan, dem Irak, die sich auf abenteuerlichen Wegen bis zu uns durchschlagen – um dann in vielen Fällen im Gefängnis zu landen (vgl. PRO ASYL-Sonderheft zum Tag des Flüchtlings 2007 S. 18-20). Denn werden sie entdeckt, so werden sie des Landes verwiesen und kommen in der Regel bis zur Abschiebung in Haft. Im Frauengefängnis von Schwäbisch Gmünd bin ich Ärztinnen und Lehrerinnen aus Osteuropa begegnet, jungen Frauen aus Südamerika, die auf der Durchreise nach Italien waren, um dort Arbeit zu finden, einer Vietnamesin, die bereits 14 Jahre in Deutschland gelebt hatte und sich mit Putzjobs durchschlug, vielen afrikanischen Frauen, die vor frauenspezifischer Gewalt geflohen waren oder vor der Perspektivlosigkeit in ihrem Land. Nicht selten endet ihre Reise in einem deutschen Bordell, wo sie oft jahrelang unter Demütigung und Ausbeutung von (Zwangs-)Prostitution leiden. Es sind vor allem diese Frauen, die mich mit ihrem großen Glauben und mit ihren Fragen an Gott und an ihre Situation, und damit auch an mich als Europäerin herausfordern. Gefragt ist nicht zuletzt mein praktisches Zeugnis als Christin angesichts ihrer als Unrecht empfundenen Inhaftierung. Es hat dabei durchaus Bedeutung, dass ich dann sagen kann, die Kirchen stünden der Abschiebehaft kritisch gegenüber.

Ich würde mir wünschen, ich könnte klarer sagen: „Meine Kirche lehnt Abschiebehaft generell ab.“ Aber das ist momentan kein kirchlicher Konsens (vgl. noch die „Positionen und Mindestanforderungen zur Abschiebehaft“, Papier des Diakonischen Werkes der EKD, Stuttgart 1996). Theologisch halte ich das für fragwürdig. Es scheint mir eher eine Anpassung an die herrschenden Verhältnisse zu sein, als eine aus theologischer Sicht ernsthaft begründbare Position. Der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Huber, äußerte sich auf der Konferenz der Evangelischen Gefängnisseelsorge in Deutschland im Mai 2007 in Berlin auf Nachfrage jedoch sehr

kritisch hinsichtlich der Existenz und der Praxis von Abschiebehaft.

Wenn wir als Kirche diesen Menschen ein „Recht auf Würde“ zugestehen, so ist ihr Kampf um eine würdige Lebensperspektive kein Verbrechen – so wie unsere Privilegien nicht unser Verdienst, sondern Geschenk sind. Die Trennungen zwischen Menschen in der herrschenden Weltordnung basieren auf „struktureller Sünde“, an der wir beteiligt sind. Wenn wir diese Perspektive einnehmen, dann ist es nicht zu rechtfertigen, Menschen, die keine Straftat begangen haben, zu inhaftieren. Dann erinnert uns die Abendmahlsgemeinschaft mit Menschen in der Abschiebehaft nicht nur daran, dass wir Glieder am einen Leib Christi sind, sondern ihnen gegenüber besonderer Vergebung bedürfen. Ich sehe noch die schwarze Frau vor mir im Gottesdienst, mit vor Schmerzen gekrümmtem Leib, im Kreis derer, die Abendmahl feierten. Tags darauf wurde sie abgeschoben, obwohl sie sehr krank war.

3. Horizont der Gemeinschaft als Glieder an einem Leib

Kirchliche Worte zur Migration betonen oft das biblische Gebot der Verpflichtung gegenüber den „Fremden“ (z.B. Ex 23,9 - vgl. „...und der Fremdling, der in deinen Toren ist.“ Gemeinsames Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht, 1997, S. 4; 44-46). Das ist ein grundlegender Gedanke, den ich voraussetze. Die schwarzen Schwestern sind mir aber nicht nur fremd. Sie gehören zur Gemeinde Jesu Christi und teilen mit mir ihren – unseren – Glauben. Deshalb ist mein theologischer Horizont hier der Gedanke des „Leibes Christi“, auch wenn mir in der Abschiebehaft genauso Musliminnen, Atheistinnen, Buddhistinnen begegnen. In einem weiten Begriff des „Leibes Christi“ sind uns auch die Menschen in unsere Gemeinschaft mit Christus mit ans Herz gelegt, die leiden und sich nach Befreiung und einem Leben in Würde sehnen. Dies lässt sich m. E. auch von Paulus her entwickeln. Paulus hat für die Gemeinde Jesu Christi das Bild vom Leib entwickelt, der viele Glieder hat, die sich gegenseitig brauchen, und die das Leiden der anderen mitfühlen: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit.“ (1. Kor 12,26). Gleichzeitig ist die Gemeinde der Leib Christi (1. Kor 12,27), und damit ist sie ganz hineingestellt in seine Hingabe an die Welt. Der „Leib Christi“ ist der Wirklichkeitsraum, in der die Gemeinde das Leiden und Sterben und die Auferstehung Jesu

teilt (vgl. Artikel *soma* von Eduard Schweizer in ThWNT Band VII, Hg. Gerhard Friedrich, Stuttgart 1964 S. 1066 ff). Das heißt auch, dass es Gemeinschaft mit Christus nur im Füreinander-Einstehen gibt und nicht im Sinne individueller Mystik (vgl. ebd. S. 1068). Im Mitleiden mit den schwachen Schwestern und Brüdern wird der Keim für die Auferstehungshoffnung gepflanzt. Denn in ihrem Leiden ist das Leiden Christi gegenwärtig (vgl. Mt. 25, 35f), von dessen Auferstehung die Lebensbotschaft ausgeht: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!“ (Joh. 14,19). Die Theologie der Befreiung nimmt in den Leib Christi alle Leidenden mit hinein. In jedem leidenden Menschen ist dann der Kreuzesleib Christi in der Gemeinde gegenwärtig und fordert sie zur Verbindung mit ihm heraus. So sprach der Jesuitenpater Ignacio Ellacuria, der 1989 mit 5 Mitbrüdern in El Salvador von Todeschwadronen ermordet wurde, vom „gekreuzigten Volk Gottes“ (in: Der Preis der Gerechtigkeit – Briefe an einen ermordeten Freund, Jon Sobrino, Würzburg 2007, S. 41), für das er als Christ hoffte und kämpfte im Kontext der Unterdrückung in seinem Land und im Horizont des Glaubens an die Auferstehung von den Toten. Die Verbindung mit dem leidenden und sterbenden „Leib“ ist für den „Auferstehungsleib“ von Bedeutung. Bei Paulus auch beschrieben im Bild von der Saat: „Es wird gesät in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft“ (1. Kor 15,43). Luise Schottroff kommentiert diesen Gedanken im Horizont paulinischer Eschatologie als Motivation für die Gegenwart: Die „alte“ Schöpfung ist nicht nur ein Ort des Leidens und der Nichtigkeit, „sondern Ort der Hoffnung, des Kampfes und des Schmeckens der Zukunft Gottes“ (in: Kompendium Feministische Bibelauslegung, Gütersloh 1999, S. 591). Auferstehungshoffnung gibt es nicht ohne die Solidarität mit den leidenden und sterbenden Brüdern und Schwestern im Leib Christi. Unser Mitgefühl mit ihnen ist eine zentrale Glaubensfrage.

Ähnlich argumentiert das „Gemeinsame Wort der Kirchen“ zur Interkulturellen Woche im September 2008; dort von der Gemeinschaftsvision des Paulus in Eph. 2,19 her: „So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen.“ In diese „Glaubenswahrheit“ sind alle ChristInnen weltweit hinein genommen, unabhängig von ihrer Herkunft. Es geht aber im Sinne dieser Vision auch darum, für *alle* Flüchtlinge und Migrant/innen einzustehen. (vgl. [www.ekd.de/interkulturellewoche/gemeinsames-wort-der-](http://www.ekd.de/interkulturellewoche/gemeinsames-wort-der-kirchen)

[kirchen](http://www.ekd.de/interkulturellewoche/gemeinsames-wort-der-kirchen)).

4. Verletzte, mißhandelte und getötete Leiber: Die Außengrenze Europas

Die Tragödien an den Außengrenzen Europas haben viele Gesichter und Bilder. Es sind Menschen, die in Lastwagen ersticken. Es sind Männer und Frauen, die sich in Abschiebehaft das Leben nehmen. Es sind erschossene und schwer verwundete Flüchtlinge an den Grenzümzäunen von Ceuta und Melilla, den inzwischen mehrfach gesicherten und modernsten Grenzschutzanlagen der Welt (vgl. PRO ASYL 2007 S. 40). Es sind tausende von in der Wüste ausgesetzten Menschen, oft misshandelt und dann abgeschoben aus Marokko oder Libyen (vgl. ebd. S. 37 sowie die Studie des Deutschen Institutes für Menschenrechte, „Grenzschutz und Menschenrechte – eine europarechtliche und seerechtliche Studie“, Oktober 2007, S. 22, 25). Es sind die ungezählten angeschwemmten Leichen an den Küsten Westafrikas und Südeuropas. Es sind Bilder von afrikanischen Bootsflüchtlingen, die sich einen Tag lang am Fangnetz eines weiterfahrenden Thunfischtrawlers festklammern, um nicht zu ertrinken. Dieser Vorfall vom Mai 2007, bei dem sich der Kapitän nicht getraute, die Schiffbrüchigen an Bord zu nehmen, und sich Libyen und Malta mehr als 24 Stunden lang nicht über die Rettung einigen konnten, wurde in einer britischen Zeitung als Titelbild gebracht mit der Überschrift: „Europas Schande“. Den Hohen Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen bewegte er zu der Aussage, Europa sei „der Wilde Westen, wo ein Menschenleben keinen Wert mehr hat (The Independent vom 28.05. 2007 - zitiert nach Grenzschutz und Menschenrechte S. 19). Auch das oben erwähnte „Wort der Kirchen“ vom 30. Mai 2008 nimmt zu den Ereignissen im Mittelmeer klar Stellung: „Erschreckende Bilder von Menschen, die bei dem Versuch ertrunken sind, das europäische Festland zu erreichen, stoßen sich scharf mit den christlich-abendländischen Grundwerten von Freiheit, Menschenwürde und Unverletzbarkeit der Person, wie sie dem europäischen Einigungsprojekt zugrunde liegen und im Entwurf eines Grundlagenvertrags der Europäischen Union festgehalten sind.“

Diese Situation hat eine lange Vorgeschichte, die ihre Wurzeln im Kolonialismus hat, und die durch die Folgen des globalisierten Kapitalismus aufs äußerste zugespitzt wird. Fast überall in Afrika ist Europa an den Fluchtursachen mit-

verantwortlich, sei es durch handfeste Interessen an Rohstoffen wie in Nigeria und Kongo oder durch die Zerstörung lokaler Märkte wie im Senegal. Der Kinofilm „We feed the world“ zeigt, wie subventioniertes europäisches Gemüse auf senegalesischen Märkten viel billiger verkauft wird als einheimisches Gemüse. Er zeigt auch, wie junge Männer, die dadurch ihre Existenzgrundlage verlieren, nach Südspanien auswandern und dort als billigste Arbeitskräfte unter miserablen Bedingungen das Gemüse produzieren, das ihren Markt zerstört. Asiatische und europäische Fischfangflotten fischen vor den Küsten Westafrikas mit einem ihrer Schiffe an einem Tag die Menge, für die ein einheimischer Fischer 10 Jahre braucht. Die Erträge im lokalen Fischfang sinken in den letzten zehn Jahren drastisch (vgl. Reportage in der taz vom 26. 06. 2006). Die Beispiele dokumentieren nur einen Ausschnitt aus dem verdeckten Krieg gegen die Armen, der sie zunehmend in die Flucht treibt. Statt der vielbeschworenen „Bekämpfung der Fluchtursachen“ betreibt Europa jedoch eine Bekämpfung der Flüchtenden. So heißt die seit dem Jahr 2005 bestehende „Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen“ ganz unverhüllt FRONTEX. Was sich anhört wie ein Bekämpfungsmittel, ist auch so gemeint (Bericht des spanischen Innenministeriums über den Kampf gegen illegale Migration, *borderline europe*, 30.1.08). Mithilfe von Aufklärungsflugzeugen und Schnellbooten werden Bootsflüchtlinge vor den afrikanischen Küsten aufgegriffen und zurückgebracht. Diese Art von Grenzschutz hindert Menschen einerseits an der gefährlichen Überfahrt. Sie ist in vielen Fällen jedoch völkerrechtlich illegal - unter anderem, weil die Bootsbesatzungen oft so genannte „gemischte Migrationsströme“ repräsentieren, was soviel heißt, dass auch politische Flüchtlinge darunter sind (vgl. „Grenzschutz und Menschenrechte“ S. 21ff; Gutachten von PRO ASYL und amnesty, vgl. taz vom 28.9.07) - und ändert nichts an den Fluchtursachen.

5. Wegsehen und sterben lassen: Die Praxis mangelnden Mitgefühls

Vom Standpunkt europäischer Politik aus werden die Bootsflüchtlinge in erster Linie als „Illegale“ betrachtet, die sich unerlaubterweise Zutritt nach Europa verschaffen wollen. Das ist eine fatale Perspektive, weil sie leichtfertig und auf historisch gefährliche Art Menschen zu Schmarotzern erklärt. Solche Menschen kann man auf hoher See dann eher ertrinken lassen,

falls man sie nicht vorher abgefangen hat. Die Praxis ist leider genauso zynisch, wie es hier klingt. Zumindest im Mittelmeer müsste es nicht so viele Tote geben. Die Überwachung dieses Seeraumes ist so genau, dass jedes noch so kleine Boot in Seenot sofort geortet wird. Dies wurde einer Delegation des Europaparlaments im EU-eigenen Satellitenzentrum bei Madrid bestätigt (so der Europaabgeordnete Pflüger in „Materialien gegen Krieg, Repression und für andere Verhältnisse“, Jan. 08, S. 3). Zahlreiche, an die großen Handelsschiffe geleiteten Meldungen lauten z.B. so: „Tunisia, Boat sinking in Position 34 46.7N; Dangerous to Navigation“ (dokumentiert in Bierdel S. 94). Es sind keine Aufforderungen zur Seenotrettung, sondern Sicherheitshinweise, diese Positionen zu umfahren. In Seenot geratene Flüchtlinge berichten immer wieder, dass Schiffe sie bemerkten, aber an ihnen vorbeifuhren (vgl. Grenzschutz und Menschenrechte S. 20 Fußnote 36). Besatzungen von Schiffen, die Schiffbrüchige retten, droht strafrechtliche Verfolgung. So im Fall von tunesischen Fischern im Jahr 2007 und bereits im Jahr 2004 im Fall der „Cap Anamur“ (vgl. ebd. S. 20). Das Schiff der gleichnamigen Hilfsorganisation hatte 37 afrikanische Flüchtlinge auf hoher See aus Seenot gerettet und nach Sizilien gebracht. Der Prozess in Italien wegen illegaler Einschleusung gegen Kapitän Schmidt und den damaligen Vorsitzenden von „Cap Anamur“, Bierdel dauert noch an.

Die inzwischen dokumentierten Erkenntnisse über die Methoden der griechischen Küstenwache gegenüber Flüchtlingen sind nicht weniger dramatisch. Im August 2006 hat demnach ein griechisches Patrouillenboot ein Flüchtlingsboot auf dem Meer zerstört und die 30 Insassen ins Wasser geworfen. Nicht alle von ihnen konnten sich ans türkische Festland retten (vgl. ebd. S. 20). PRO ASYL hat im Sommer 2007 die Inseln Lesbos, Samos und Chios aufgesucht und eine Fülle erschreckender Berichte über Mißhandlungen und Verletzungen durch die Küstenwache zusammengetragen. Ein afghanischer Flüchtling berichtete: „Die griechische Küstenwache zwang uns auf hoher See, wieder in unsere Schlauchboote zu steigen. Vorher machten sie mit dem Messer kleine Löcher hinein. Jede Gruppe bekam nur ein Paddel ausgehändigt. Unsere Schuhe wurden einfach ins Meer geworfen. Es war sehr schwer für uns, mit den beschädigten Booten und nur einem Paddel an die Küste zurückzukommen. Wir erreichten eine unbewohnte Insel – es gab dort kein Wasser und auch nichts Essbares. Wir machten

Feuer, um auf uns aufmerksam zu machen. Unter uns waren auch Minderjährige. Nach zwei Tagen retteten uns die türkischen Behörden“ („Wenn sie ins Wasser fallen, dann ertrinken sie. Über die Situation von Flüchtlingen in der Ägäis und die Praktiken der griechischen Küstenwache.“ PRO ASYL, Herbst 2007, S. 4). In derselben Dokumentation wird der Leiter der Küstenwache von Lesbos zitiert: „Wir verteidigen Europa! Die Außengrenzen von Europa sind gleichzeitig die griechischen Grenzen“ (ebd. S. 5).

In wessen Namen geschehen alle diese Dinge? Tatsächlich im Namen Europas – gar zu unserer Sicherheit? „Wir fürchten uns vor den schwarzen oder arabischen Menschen, die über Zäune und auf Booten in Europa eindringen. Die Fernsehbilder zeigen sie als anonyme Massen. Die politische Sprache macht sie zu einer Plage. Unsere Aufgabe ist, sie als Menschen wiederzuerkennen“ (Navid Kermani in seiner Rede zum 50. Jahrestag der Wiedereröffnung des Burgtheaters in Wien, abgedruckt in der kleinen Schrift „Nach Europa“, Oktober 2005, S. 32f).

6. Grenzüberschreitendes Mitgefühl – grenzüberschreitender Glaube ?

Die Dokumentation von PRO ASYL zu den Vorfällen in der Ägäis löste im Oktober 2007 eine politische Debatte in Griechenland und in anderen europäischen Ländern aus. Die Vorfälle werden im Moment auf europäischer Ebene überprüft. Dennoch bleiben die Szenarien im Mittelmeer schrecklich. Weil wir die Situation nicht unmittelbar ändern können und keine Lösungen parat haben, neigen auch wir dazu, „wegzusehen“. Zu groß ist das Ausmaß der Schrecken, die im Namen Europas anderen Menschen angetan werden. Es ist eine Schande, die beschämt. Gefühle der Scham aber erzeugen eher Abwehr. Wie kann ein Mitgefühl entstehen, das der tödlichen Realität etwas entgegenzusetzen hat? Wenn wir uns am „Leibgedanken“ orientieren, geht es zunächst um ein Zulassen von Schmerz angesichts dieser Situation, nicht um Lösungen. Es gilt zunächst, die ihrer Lebensperspektive beraubten, an Leib und Leben bedrohten, durch Kriege entwurzelten Frauen, Männer und Kinder als Gegenüber und als Menschen „wiederzuerkennen“, wie der Humanist Kermani fordert. Es gilt, ihren Schmerz zu spüren und ihren Schrei nach Gerechtigkeit als ein Seufzen der unerlösten Kreatur zu hören

(Römer 8,19-22). Mitgefühl mit ihrem Leid ist eine Bewährung für den christlichen Glauben. Doch woher können wir die Kraft zu solch schmerzhaftem Mitgefühl, das zunächst nichts verändert, mobilisieren? Hier muss der Horizont christlicher Hoffnung auf das „Kommen Gottes“ in den Blick kommen. Die Flüchtlinge auf der „Cap Anamur“ haben zum Gott ihrer Hoffnung gebetet, Christen wie Muslime (vgl. Bierdel S. 72, S. 88). Die Frauen in der Abschiebehäft beten in klaren Worten dafür, dass Gott ihnen zu ihrem Recht verhelfen möge. Gott ist der Adressat ihrer Klage und der Horizont ihrer Hoffnung (dokumentiert in Reader GefängnisSeelsorge Nr. 14 S. 7, S. 21). Sie hoffen auf eine ausgleichende, wiederherstellende Gerechtigkeit. Sie hoffen auf das Kommen Gottes hinein in ihr Elend. Worauf hoffen wir? Nicht selbstverständlich teilen wir mit ihnen den Horizont christlicher Hoffnung. Oder hoffen wir tatsächlich *gemeinsam* durch das Ende der „alten Erde“ hindurch auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, wo kein Leid noch Geschrei mehr sein wird (Apk 21,4)? In seinem Nachdenken über Apokalyptische Eschatologie stellt Jürgen Moltmann den Unterschied fest: „Die im Genuß der 'modernen Welt' auf ihrer Oberseite leben, fürchten den Untergang ihrer Welt; die auf der Unterseite dieser Welt leiden, hoffen auf ihn. Für die einen ist 'Apokalypse' ein Wort für die Katastrophe ihrer Welt, für die andern ist es ein Ausdruck für die Aufdeckung ihrer Wirklichkeit und dafür, dass die Wahrheit endlich an den Tag kommen wird und sie befreit“ (Jürgen Moltmann, Das Kommen Gottes, Christliche Eschatologie, Gütersloh² 2005 S. 154f). *Apokalyptein*: Das Herrschende aufdecken, entlarven, entschleiern. Wir brauchen den apokalyptischen Blick, um auf eine andere Wirklichkeit zu hoffen. Der Verfasser der Johannes-Apokalypse saß auf der Insel Patmos in der Ägäis mitten im Schauplatz des heutigen Dramas und sah genau hin. Er sah, wie der dritte Teil des Meeres zu Blut wurde (Apk. 8,8). Er sah das Leid der Verfolgten und Unterdrückten. Er inspiriert uns zu einer grenzüberschreitenden Vision von Mitgefühl mit den Leidenden und der Hoffnung auf wiederherstellende Gerechtigkeit (vgl. zum Folgenden Luzia Sutter Rehmann, Vom Mut, genau hinzusehen. Feministisch-befreiungstheologische Interpretationen zur Apokalyptik, Luzern 1998 S. 64-83; vgl. auch Moltmann 2005 S. 156-159). Die Johannes-Apokalypse ist Widerstandsliteratur gegen Unterdrückung im damaligen römischen Imperium. Es geht zunächst um Entschleierung des Unrechts. Dies jedoch im Horizont des Glaubens an den auferstande-

nen Christus (Apk. 1,1), aus dessen Kraft Johannes durch die Katastrophe hindurch einen neuen Himmel und eine neue Erde sieht, wo alle Tränen abgewischt werden (Apk. 21,1-5). Davon haben wir Heutigen zu wenig! Von dieser visionären Kraft, Unrecht zu entlarven und ihm zu widerstehen, gegründet in den Glauben an die Auferstehung und die Hoffnung auf das Kommen Gottes. Biblische Apokalyptik ist anders als moderne apokalyptische Sprache nicht hoffnungslos. Das Ende der alten Welt ist der Anfang der neuen Welt. Das heißt aber zuerst: Das Unrecht muss und wird zu einem Ende kommen! Die apokalyptischen Bilder gehören notwendig zu den Visionen der Hoffnung auf das kommende Reich Gottes, als sie die Not schildern, deren Wende erhofft wird (vgl. Moltmann 2005 S. 253 und 260f). Johannes folgend, könnten wir den Mut aufbringen, genau hinzusehen, den Schmerz auszuhalten, die Dissonanzen des schreienden Unrechts zu hören, und herrschende Ideologien nicht mehr mitzutragen (vgl. hierzu die spannende Interpretation der sieben posaunenden Engel bei Sutter-Rehmann S. 74f). Wir könnten sogar noch einen Schritt weiter gehen: „Kann die christliche Hoffnung auf den Sieg der Gottesgerechtigkeit nicht das Vergehen der Mächte des Unrechts und des Todes 'erzählen'?“ (Moltmann 2005 S. 160f). Johannes tut das. Wir trauen uns das nicht. Wir neigen oft eher dazu, herrschende Sichtweisen zu reproduzieren und uns den Kopf der Politiker zu machen. Warum eigentlich? Wir können die weltweiten Probleme nicht aus der Welt schaffen. Aber wir sind als ChristInnen dazu berufen, die Spannung offenzuhalten zwischen dem, was ist, und dem, was noch aussteht – im Namen dessen, „der da ist und der da war und der da kommt“ (Apk. 1,8). Moltmann hat das 1964 so formuliert: „Christliche Hoffnung ist Auferstehungshoffnung, und sie beweist ihre Wahrheit im Widerspruch der darin in Aussicht gestellten und verbürgten Zukunft der Gerechtigkeit gegen die Sünde, des Lebens gegen den Tod, der Herrlichkeit gegen die Leiden, des Friedens gegen die Zerrissenheit. ... In diesem Widerspruch muss die Hoffnung ihre Kraft beweisen“ (Moltmann 1965 S. 14).

In diesem Widerspruch arbeite auch ich als Seelsorgerin in der Abschiebehaft. Ohne den Horizont christlicher Hoffnung könnte ich das nicht. Die Frauen, denen ich dort begegne, erinnern mich bei jeder Begegnung an diese Hoffnung, die nicht nur ver-trösten will. Sie wollen sich nicht abfinden. Sie wollen gesehen werden als unsere Schwestern, mit einem Recht auf

Zukunft. So wie das 16jährige Mädchen, das zwei Jahre lang im Bordell einer schwäbischen Kleinstadt zur Prostitution gezwungen wurde. Die eigentlich zur Schule gehen und etwas lernen will. Doch in Nigeria hatte sie keine Eltern mehr, und der Clan der Mutter wollte sie zwangsverheiraten. Da ist sie weggelaufen – einer Menschenhändlerin in die Arme. Die Tochter der kanaanäischen Frau, von der Mt 15,21-28 erzählt, hat da mehr Glück gehabt. Sie hat in ihrer Mutter eine Fürsprecherin. Auch sie will sich nicht abfinden. Obwohl sie nicht zum „Haus Israel“ zählt – und sie weiß sehr genau, dass sie nicht „dazugehört“ - fleht sie Jesus um Hilfe für ihr krankes Kind an. Er will zunächst nicht, vielleicht aus Überforderung. Er weist sie harsch zurück. Seine Zuständigkeit ende an Israels Grenzen. Doch da sie nicht locker lässt und ihm in dieser Begegnung nahe kommt, hilft er doch und heilt die Tochter. Die Geschichte dieser „fremden“ Frau erzählt, wie ihr Glaube Grenzen überschreitet und wie sie dadurch Jesus dazu bringt, grenzüberschreitendes Mitgefühl für sie zu zeigen. Auch Jesus konnte im Umgang mit Menschen, die Grenzen überschreiten, noch an Glauben gewinnen. Wie tröstlich für uns.

Susanne Büttner ist Pfarrerin im Frauengefängnis von Schwäbisch Gmünd und neugewählte Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Frauenvollzug. Diesen Artikel veröffentlichte sie erstmals im Deutschen Pfarrernblatt im August 2008



Elke Müller, Susanne Büttner und Claudia Malzahn bei der Tagung der AG Frauenvollzug Prag Janu-

Beziehung leben im Gefängnis

Beratungs- und Beziehungsarbeit in der JVA Butzbach / Hessen

Von Barbara Zöller und
Dr. Tobias Müller Monning

Einleitung

Über die Situation von Angehörigen von Straf- und Untersuchungsgefangenen, insbesondere ihren Frauen und Kindern wird wenig berichtet, kaum publiziert und nur selten geforscht. Strafgefangene und das Gefängnis sind viel eher ein Ort spektakulärer - und damit vermarktbarer - Nachrichten, als die Familien der Gefangenen. Betrachtet man jedoch das Gefängnis als System, als eine Sinngabungsprovinz, dann kommen die Angehörigen der Inhaftierten in den Blick. Die Angehörigen sind durch die Inhaftierung mitgefangen.

Oft werden sie durch die Öffentlichkeit mitverurteilt und geraten dadurch in eine Situation gesellschaftlicher Stigmatisierung. Nicht selten reagieren sie darauf mit Schamgefühlen und Rückzug. Berufskollegen, dem sozialen Umfeld und sogar der eigenen Familie gegenüber wird die Inhaftierung des Lebenspartners verborgen. Mythen werden errichtet über den Aufenthaltsort des Mannes und Vaters, von Krankenhaus bis USA reichen die Erklärungsversuche.

Als Folge der Inhaftierung kommt es zu Rollenveränderungen im Familiensystem, die langfristige Auswirkungen haben, insbesondere für die Beziehung zwischen den Partnern und die Beziehung zu den Kindern. Rechte, Pflichten und Rollen der Familienangehörigen gegenüber dem Inhaftierten müssen neu definiert werden. Umgang mit Angst und Verlust müssen gelernt werden – für beide Seiten. Erlebt der Inhaftierte die Situation als Verlust der Kontrolle kommt es unter Umständen zu Bedrohung der Partnerin, die dann unter den psychosomatischen Folgen dieser Situation leidet. Die Suche nach einem

„eigenen“ Leben, trotz der Inhaftierung eines Angehörigen, fällt schwer. Zweifel und Ängste über die Zukunft, eine mögliche Trennung oder Scheidung und ihre Folgen geraten in den Vordergrund. Hinzu kommen rechtliche Aspekte, wie Sorgerecht, Umgangsrecht, der Umgang mit Jugendamt und Behörden. Im gesellschaftlichen Kontext der Haft und der Lebenswelt außerhalb der Haft erleben sich die Teilsysteme der Familien – Frauen und Kinder auf der einen Seite und die Männer auf der anderen, als isoliert. Gleichzeitig müssen sie die schwierige psychische Arbeit der Integration eines de facto nicht anwesenden Familienangehörigen leisten. Familienarbeit bedeutet, die Familien zusammenzuführen und ihnen ein gemeinsames Erleben zu ermöglichen.

Kontexte

Die für uns relevanten Umwelten sind die der Angehörigen und die der Inhaftierten. An erster Stelle steht für die Angehörigen die Veränderung ihrer ökonomischen Versorgung. Aus ehemals unabhängigen Familien werden Hartz IV Empfänger, unter Umständen bereits vorhandene Schulden wachsen an oder es kommt zu Neuverschuldungen. Dies geht einher mit erzwungenem oder bewusst gewähltem Wohnungswechsel, damit die Inhaftierung des Partners nicht bekannt wird. Viele der Frauen waren nicht gewöhnt an einen Umgang mit Ämtern, Banken oder beispielsweise der Telefongesellschaft. Die Situation wird anfangs wie eine Lähmung empfunden. Sie wird erlebt als Überforderung und führt zu einer momentanen Handlungsunfähigkeit. Briefe werden aus Angst vor weiteren Forderungen nicht geöffnet, Rechnungen nicht bezahlt und notwendige Ämtergänge nicht erledigt. Das eigene Leben wird fremdbestimmt, diffus und voller Ängste erlebt. Normalität muss erneut erlernt und erst wieder hergestellt werden.

Familiensysteme mit nur einer Erziehungsperson unterliegen anderen Dynamiken und größeren Problemen. Aus verheirateten Ehefrauen und gemeinsamen Erziehungsberechtigten werden zwangsweise alleinerziehende Mütter. Kinder von Inhaftierten erleben die plötzliche



Pfarrerin Barbara Zöller,
Systemische Familientherapeutin, Ev. Seelsorgerin bei
der Justizvollzugsanstalt Butzbach

Abwesenheit des Vaters als Zurückweisung, die ihnen angebotenen Erklärungsversuche reichen nicht aus. Die Verleugnung der Inhaftierung im sozialen System führt zu einer Tabuisierung des Aufenthaltsortes und damit zu einer Notwendigkeit für die Kinder, wenn sie es wissen, den Ort des Vaters zu verschweigen oder zu leugnen. Ist die Inhaftierung des Vaters ein Tabu kommt es zu besonderen Schwierigkeiten. Eine Mutter kontaktierte uns, nachdem die Kindergärtnerin die Kinder aufgefordert hatte über ihre Väter zu berichten. Der Junge verweigerte dies, da er wusste, dass er nicht darüber reden darf. Am nächsten Tag wollte er nicht mehr in den Kindergarten.

Da eine präsente Vaterfigur für die Entwicklung eines integrierten Selbst für die Kinder wesentlich ist, kommt es in der Entwicklung zu Verzögerungen und zu Schwächungen des Selbstbewusstseins. Symptome werden entwickelt, wie erneutes Einnässen und andere Verhaltensauffälligkeiten. Die Kinder werden als „schwierig“ gekennzeichnet. Bei älteren Kindern und Jugendlichen wird die Abwesenheit des Vaters hingegen als „Erleichterung“ beschrieben, die ebenfalls einer Überforderung weichen kann, wenn sie meinen – fremdbestimmt oder selbstbestimmt – die Vaterrolle in der Familie übernehmen zu müssen: „Du passt jetzt auf deine Mutter auf“ oder: „Ich bin jetzt der Mann im Haus“. Ein besonderes Problem tritt auf, wenn die Abwesenheit als massive Zurückweisung erlebt wird: „Papa hat mich nicht mehr lieb, weil er weg ist“. Kinder können sich in den Zwangscharakter der Abwesenheit nicht hineindenken, weil sie ein anderes inneres Zeitgefühl als Erwachsene haben. Das Leben ist orientiert an der direkten Begegnung. Mit Sätzen wie: „Papa kommt bald wieder“ können sie nichts anfangen oder fühlen sich vertröstet. Die Inhaftierung wird, sowohl bei den Partnerinnen, den Kindern und anderen Angehörigen als Krise empfunden.

Für die Inhaftierten ist die zeitliche und räumliche Begrenzung des direkten Kontaktes das größte Problem. Sie führt zu einem Kontrollverlust über den Alltag in der Familie. Selbstzweifel und der Rollenverlust als Partner, Vater und Sohn sind die Folge. Viele Männer wollen die Fäden in der Hand behalten, erleben hingegen, dass dies aus der Haft heraus unmöglich ist.



Pfarrer Dr. Tobias Müller-Monning, Sozialtherapeut (FH), Ev. Seelsorger bei der Justizvollzugsanstalt Butzbach

Trotz der Erfahrung der Vergeblichkeit versuchen sie immer wieder, in ihren Augen „unterstützend“ im Familiensystem einzugreifen: durch Ratschläge, Aufforderungen, Anweisungen, und dem „Schicken“ von Freunden und Verwandten. Letzteres wird von den Frauen als Kontrolle erlebt und führt zu Konflikten.

Ein weiteres Merkmal in Haft ist die Angst vor dem Verlust der Partnerschaft. Eine Abwendung der Partnerin – auch nur temporär – wird als ein dramatisches Ereignis erlebt. Die geringen Kontaktmöglichkeiten und die Isolation führen im inneren Erleben zu Eifersucht, Misstrauen, Vorwürfen und Verdächtigungen, die einen Vertrauensverlust mit sich bringen. Wird dies

von beiden Partnern so erlebt, gerät die Beziehung in eine Verlaufskurve hinein, die mittelbar zur Trennung führt.

Trennungen, die die Inhaftierten bei anderen Gefangenen erleben, werden auf die eigene Situation übertragen. Die tatsächliche Realität der Partnerin wird dadurch verkannt. Die eigene –als nicht aushaltbar – beschriebene Situation tritt in den Vordergrund und die Nöte und Sorgen der Partnerin und der Kinder werden nicht mehr wahrgenommen.

Die Besuche der Angehörigen stehen unter einem hohen Erwartungsdruck auf beiden Seiten. Misslungene Besuchssituationen werden als frustrierend erlebt. Nicht wahrgenommene oder ausgefallene Besuche erzeugen

Befürchtungen und Misstrauen.

Begegnungsarbeit und Beratungstätigkeit in der JVA Butzbach

Die JVA Butzbach ist ein in panoptischer Architektur errichtetes Zellengefängnis aus dem Jahre 1894. In ihr werden hauptsächlich Langzeitstrafen bis hin zu LL und Sicherheitsverwahrung verbüßt. Der hohe Sicherheitsstandard führt zu spezifischen Beschränkungen in der Kommunikation der Inhaftierten mit der Außenwelt. Den Inhaftierten und ihren Familien steht zweimal pro Monat eine Stunde Besuch zu. Jeweils einer dieser Besuche kann am Sonntag, der zweite Besuch am Dienstag oder Freitag durchgeführt werden. Die Raumsituation der Besuchsabteilung ist sehr beengt. Die Ausstattung veraltet, Spielmöglichkeiten für Kinder sind aus Platzmangel nicht vorhanden. Die Räume sind oft lärmbelastet. Privatsphäre und Intimität

sind nicht möglich. Der Besuch findet in der „Öffentlichkeit“ statt.

Durch die Zusammensetzung der Haftpopulation ist ein multikulturelles Umfeld vorhanden, das an enge Grenzen stößt. Die unterschiedlichen Bedürfnisse an die Kommunikation lassen sich kaum miteinander vereinbaren und führen zu Enttäuschungen. Aus Sicherheitsaspekten stehen die Besuche unter strengen Kontrollen für Besuchte und Besucher. Die Angehörigen müssen zum Aufsuchen der Toilette die Anstalt verlassen, und damit den Besuch beenden. Die Anzahl der BesucherInnen ist auf drei Personen begrenzt. Zusätzlich besteht für die Gefangenen mit einer Freiheitsstrafe über fünf Jahren die Möglichkeit viermal pro Jahr einen sogenannten „Langzeitbesuch“ von drei Stunden Dauer wahrzunehmen. Der Besuch findet in einem dafür eingerichteten Raum ohne Bewachung statt.

Innerhalb des Hafthauses gibt es die Möglichkeit zu telefonieren. Die Zeit ist auf fünf Minuten in der Woche begrenzt, Ausnahmen sind möglich. Für eine Familie mit zwei oder drei Kindern ist eine solche Begrenzung von direktem und indirektem (Telefon) Kontakt schwierig. Ein normales Familienleben und Erleben ist unter diesen Bedingungen nicht aufrechtzuerhalten.

Die Angehörigenarbeit versucht die Bedürfnisse der Betroffenen wahrzunehmen, sie aufzugreifen und – wenn gewünscht – in Form von Begegnung und Beratung umzusetzen. Die Absicht besteht darin, negative Haftfolgen auf die Familiensysteme zu begrenzen, wenn möglich zu vermeiden. Wir strukturieren unsere Arbeit auf Grund der Erfahrung der vergangenen sechs Jahre in folgende Schwerpunkte:

- Beratungsgespräche mit den Inhaftierten und den Angehörigen, hier insbesondere den Ehefrauen / Partnerinnen
- Nach Vorgesprächen ist eine intensive Paarberatung möglich. Der Ausgang ist grundsätzlich offen.
- Familienbesuche im Kontext der Anstalt, dabei liegt der Schwerpunkt auf Familien mit Kindern. Diese Besuche finden unter anderen Bedingungen als der Regelbesuch statt: ruhige Räumlichkeiten mit genügend Platz für Kinder, das heißt einer kindgerechten Umgebung; längere Zeiträume (bis zu zwei Stunden), keine Begrenzung für die Anzahl der Personen der Kernfamilie und einer konstruktiven Begleitung / Intervention durch die Seelsor-

gerin.

- Begegnungstage für Familien im Gefängnis. Diese Tage finden bis zu viermal jährlich statt, jeweils sonntags für drei Stunden im Kirchraum der JVA. Auch hier unterliegt die Kernfamilie keiner Personenbegrenzung. Das Besondere an den Begegnungstagen ist der Umstand, dass die Familie sich als komplett erlebt und zusätzlich anderen Familien begegnet, die das gleiche Schicksal teilen. Der Tag wird gestaltet um durch feste Strukturen Halt zu bieten, um gelingende Begegnungen zu ermöglichen. Dazu wird auf Ressourcen zurückgegriffen, die die Familien mitbringen.
- Besuche bei Angehörigen außerhalb des Gefängnisses (aufsuchende Familienarbeit), um die Umwelt der Familien und die daraus resultierenden Schwierigkeiten zu erfahren. Gleichzeitig empfinden viele Angehörigen einen Hausbesuch als direkte Unterstützung und Wertschätzung.
- Ermöglichen von Kommunikation, dies geschieht zusätzlich durch Familientelefonate in regelmäßigen Abständen oder bei besonderem Bedarf, z.B. Geburtstag der Kinder.
- Zusammenarbeit mit Behörden, Jugendamt, Ausländeramt um verfahrenere rechtliche und persönliche Situationen zu klären.

Ausblick

Die bewusste Wahrnehmung der Angehörigen von Inhaftierten zeigt, dass die Anzahl der Personen, die von einer Inhaftierung betroffen sind, sich auf mehr Menschen bezieht, als auf die Gefangenen selber. Es wird geschätzt, dass es in der Bundesrepublik ca. 500 000 Angehörige von Inhaftierten gibt. Die Aufgabe des Vollzuges ist es, Haftschäden zu vermeiden, nicht nur bei den Inhaftierten, sondern auch bei ihren Familien. Dazu gehören u. E. nach folgende mögliche Maßnahmen:

- Die Einbeziehung der Angehörigen bereits im Strafprozess. Bestenfalls kann die Urteilsfindung die Folgen der Inhaftierung für das Familiensystem mit berücksichtigen.
- Die Wahrnehmung der Angehörigen durch die Fachdienste der JVA, schon zu Beginn der Inhaftierung und nicht erst bei

der Entlassung oder bei krisenhaftem Verlauf.

- Ermöglichen von mehr und intensiverer Kommunikation und Begegnung. Im übertragenen - und direkten Sinne – Berührung. Hervorhebung der Bedeutung der sinnlichen Aspekte der Kommunikation und Wahrnehmung (der taktilen, olfaktorischen, auditiven und visuellen). Hier würde sich ein Blick auf andere europäische Vollzugssysteme lohnen, die familienfreundlichere und sowohl räumlich wie zeitlich ausgeweitete Begegnungsmöglichkeiten zur Verfügung stellen (siehe insbesondere den spanischen Vollzug).
- Die Wahrnehmung des sozialen Phänomens Gefängnis als System, damit die bisher nicht wahrgenommenen Systemteile stärker in den Blick geraten. Damit können Folgeschäden für die Gesellschaft begrenzt werden. Grundsätzlich sollte überlegt werden, ob die derzeitige Form der Sanktionierung durch Gefängnisse noch zeitgemäß ist. Es sind andere Sanktionsformen denkbar, die weniger Folgeschäden aufweisen und ökonomisch günstiger sind.

Innerhalb der Evangelischen Seelsorgearbeit in den Haftanstalten gibt es fünf halbe Stellen für Angehörigenarbeit, eine davon für die Angehörigen von weiblichen Inhaftierten. Dies ist angesichts des gesellschaftlichen Phänomens zu wenig, dennoch ein Anfang. Gelingt es das soziale Umfeld zu erhalten, ist dies eine Form von Resozialisierung und vor allem von Integration. Eine Stärkung der mitbetroffenen Familien hilft den Inhaftierten sich erneut in die Normalität einzugliedern.

Butzbach, den 20.10.2008

„Eine Arbeit, die für mich verleblichtes Evangelium darstellt.“ Mit dieser Pointe schließt der vorliegende Aufsatz von Dirk Harms zum seelsorglichen Tanz. Seine am konkreten Haftalltag entwickelten Gedanken und Ideen tragen zur inhaltlichen Vorbereitung auf das Thema der kommenden Bundeskonferenz bei.

Der seelsorgerliche Tanz

Von Dirk Harms

„Für mich, einen Theaterschaffenden, sind nicht die Wörter wichtig, sondern was wir mit diesen Wörtern tun, was den unbelebten Wörtern des Textes Leben einhaucht, was sie in „das Wort“ verwandelt.“ (J.Grotowsky, Für ein Armes Theater)

„Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns“ (Joh 1, 14)

Bewegung und Sprache

Seelsorge wird gemeinhin verstanden als das seelsorgerische Gespräch. Der Mensch spricht sich aus, der Seelsorger hört ihm zu, gibt ihm vielleicht noch ein paar tröstende Worte mit. Seelsorge als eine Kommunikation zwischen Mund und Ohren entspricht gemeinhin dem protestantischen Verständnis vom Geschehen der Verkündigung als einer Verkündigung nach der ‚sola scriptura‘, allein nach der Schrift. Geistliches Geschehen wird erlebt als ein Geschehen rein auf der Ebene der Wörter, der Syntax. Welche Rolle aber spielt der Körper, der Leib? Bisher beschränkte er seine Funktion darauf, das Gesagte zu unterstreichen, nachzuspielen, zu illustrieren. Die Wörter hatten schon vorher bestimmt, was er zu tun und zu lassen hatte. Auch in der Bibliodramaarbeit erfuhr ich den Körper als Fortsatz des Kopfes – der Kopf lenkte und dachte, der Körper folgte, beschrieb allerhöchstens seine Erfahrungen. Welche Auswirkungen hat aber das Fühlen auf die Schichten des Körpers? Wie geschieht die Wechselwirkung zwischen dem Handeln des Körpers und den Gefühlen? Können die Wörter wirklich alles ausdrücken, was ich empfinde?

„Mir fehlen die Worte...“, sage ich, wenn mich etwas innerlich oder äußerlich überrollt. Dann möchte ich mit den Füßen stampfen oder laut schreien. Wir erinnern uns, die Freunde Hiobs schwiegen zusammen mit ihm – als sie begannen zu reden, begannen sie sich zu verheddern. Die Logik der Erfahrung entsprach nicht der Logik der Sprache. Und wer erinnert sich nicht an Situationen, in denen er ein Gefühl versuchte zu beschreiben und dauernd spürte, dass die Worte nicht trafen, was er zu beschreiben suchte.

Natürlich spreche ich mit den Menschen. Denn die verbale Rede ist die Ebene, auf der wir uns sicher fühlen, sie ist die Scholle, auf der wir zu wandern vermögen. Hier haben wir alles unter Kontrolle, denn Sprache besteht in einem Austausch relativ fest kodierter Inhalte. Jedes Wort ist von einem Bedeutungsfeld umgeben, das zwar weit, aber dennoch begrenzt ist. Es kann mir gelingen, vermittelt von Worten im Kopf meines Gegenübers das abzubilden, was mich bewegt. Bei diesem Vorgang fällt schon auf, dass um so genauere Beschreibungen dessen, was in mir ist, umso diffusere Bilder im Gegenüber hervorrufen. „Beschreiben Sie Angst!“ – „Ja, das Würgen im Bauch, das sich anfühlt als würden die Eingeweide sich herumdrehen, das leise, schweißtreibende Zittern“, spätestens hier entschläft der Zuhörer sanft. Aber was meine ich wirklich, wenn ich Angst sage?

Unsere Erfahrung zeigt auch, wie sehr Sprache manipulativ eingesetzt wird. Reizwörter werden in den Raum gestellt, um Wirkungen hervorzurufen. Sprache wird heute täglich verraten, weil es nicht mehr um Mitteilung, sondern um Dar-

stellung und Verkauf geht. Sprache wird, nicht zuletzt von der Wirtschaft zur Zwangsprostitution, gezwungen. Unvergessen bleibt der Satz von Jim

Morrison: „Wie kann ich noch sagen ‚Ich liebe Dich‘, wenn es heißt ‚Autos lieben SHELL.‘“

Lüge und Wahrheit fließen beim Sprechen ineinander.

Eine andere Form der Sprache ist die Sprache der Poesie. Sie benutzt Bilder und rührt an das, was sie sagen will, durch die Zwischenräume der Wörter, durch das, was sie auslöst, durch das Schweigen zwischen den Wörtern. Viele werfen der Poesie Unschärfe, Ungenauigkeit vor, wobei sie gerade dem Sujet zwischen den Worten Raum zum Atmen gibt, während die Alltags- und Wissenschaftssprache in Gefahr steht, Erfahrungen, Gefühle festzuschreiben. Gerade die Poesie versucht eine neue Sprache zu finden jenseits des Verwertungszusammenhangs. Und wer in ihr Ungenauigkeit findet,

spürt nichts anderes als die eigene Unsicherheit beim Erlernen einer neuen Sprache.

Sprache hat im Gefängnis noch eine besondere Funktion. Sie stellt Mittel und Methode der Herrschaft dar. Richter urteilen, Psychologen bewerten, haben die Macht, Menschen zu kategorisieren, sie mit scheinbar objektiven Maßstäben zu messen, sie zu beurteilen, letztlich auch die Zukunft von Menschen durch einen verbalen Handstreich zu zerstören. Sprache wird gerade hier erfahren als ein Mittel der Macht, das sie festschreibt – und wird von ihnen natürlich auch als solches benutzt. „Ein Gefangener ist“ – „Das ist ein schwules Verhalten.“ Und gerade viele Männer, insbesondere die in der Knastgesellschaft, können sich zwar auf der Ebene der Sprache bewegen, erscheinen aber auf der Ebene des Körpers häufig als Analphabeten.

Seelsorge tut sich also keinen Gefallen damit, wenn sie sich ausschließlich auf der verbalen Ebene bewegt. Vielmehr, Seelsorge, die beim Sprechen bleibt, nutzt die verborgenen Ressourcen des Gegenübers nicht, schränkt ihn vielmehr auf genau diese Ebene ein – und schränkt dadurch sich selber ein. Denn Seelsorge zielt auf den ganzen Menschen, auf das, was ihn letztlich ausmacht.

Worte und Sprache können sich nur verändern, wenn ich eine andere Erfahrung mache. Neue Erfahrungen gebären neue Worte, unerwartete Erlebnisse lassen eine neue Sprache sprießen. Lerne ich neue Bewegungen, kann ich alte Denkpfade aufgeben und neue entdecken? Bewegungsarbeit führt letztlich zu einer Änderung des Umganges mit anderen, mit mir.

Lerne ich neue Bewegungen, kann ich alte Denkpfade aufgeben und neue entdecken?

Der Tanz kann einen solchen neuen Erfahrungsraum öffnen. Ich spreche bewusst von

Tanz, Bewegungsausdruck, nicht von Sport. Denn auch im Sport herrscht Bewertung vor, auch im Sport geht es um Macht – und letztlich stellt der Sport, trotz aller anderen wohlmeinenden Euphemismen von Fairness und Partnerschaft, eine sublimierte Form des Kampfes dar. Sonst hätten wir nicht die Suche, mit allen Mitteln den Gegner zu schlagen, sei es mit Doping oder Fouls. Und die Häufigkeit der Sportverletzungen weist darauf hin, wie rabiat und lieblos die Protagonisten mit ihrem Körper umgehen – wie mit einer Waffe.

Erinnerungsarbeit

Im Tanz stellt der Körper das Instrument des

Tänzers dar. Und welcher Instrumentalist – lässt man mal die Exzesse bei den Rockkonzerten der 70er Jahre außer Acht - behandelt sein Instrument so, dass er es dauernd zum Instrumentenbauer geben muss. Wer eine Gambe aus dem XVII. Jahrhundert spielt, wird das äußerste aus ihr herausholen, sie aber dennoch pfleglich behandeln. Bei dem Tanz, den ich meine, geht es auch nicht um den Tanz, in dem die formale Schönheit codifizierter Figuren eingeübt wird, sondern es geht um den authentischen Ausdruck. Jeder Mensch hat eine eigene, individuelle Körpersprache, die in ihm verborgen liegt. Diese Sprache kann entdeckt werden, ja muss entdeckt werden, um ein ganzes Menschsein möglich zu machen.

Der Weg dorthin ist lang, aber er lohnt sich. Im ersten Schritt muss ich erst einmal heraustreten aus der Dunstglocke des Alltagsbewusstseins, der Routine. Dieses ist geprägt von einem Korsett alltäglicher Bewegungen, die gestaltet werden durch einen Haufen von Notwendigkeiten, aber auch eine Menge innerer Blockaden, die sich im Laufe der Zeit angesammelt haben. In diesem Korsett finden sich auch die Bewertungen, die solch unnütze Fragen beantworten wie „was sieht attraktiv, was sieht anständig aus?“, Bewertungen, die sich an den Glanzdruckmagazinen orientieren, die das Leben als Feuerwerk dauernder Attraktion versprechen.

Noch einmal zum Sport: Was ihn zum zweiten ausmacht sind Bewegungsstereotypen. Hier bleibe ich in ganz bestimmten Bewegungsmustern hängen. Jedes Ausprobieren, jedes Tasten nach neuen Mustern führt in eine Landschaft der Unsicherheit, die mich im Wettbewerb schwächen könnte. Mit Tanz möchte ich aber genau dieses Tasten nach neuen Bewegungen beschreiben. Immer wieder suche ich neue Räume, Routine gefährdet die Authentizität, die Ehrlichkeit. Ein befreundeter Regisseur

erzählte mir einmal: „Meine Schauspieler machen diese Bewegungsübungen zum Aufwärmen nun seit zehn Jahren. Jetzt können sie sie zu gut. Sie machen jetzt Pause, um sie nach ein paar Monaten wieder neu lernen zu können.“ Das Alltagsbewusstsein verlasse ich, indem ich mich auf ungewohnte Bewegungen einlasse, indem ich Muskeln auf eine Weise bewege, die ich noch nicht kenne. Jede Einheit beginnen wir mit einem Bewegungsablauf, in dem die neue Bewegungen erlernt werden. Wir beginnen im Liegen, am Boden und lassen den Körper über verschiedene Positionen zum Stehen kommen. Geachtet wird dabei darauf, daß diese Bewegungen immer steuerbar sind, daß sie irgend-

wann einmal fließend, ohne das Rucken des Alltages, ohne Verkrampfungen ablaufen, nur unter Benutzung der wirklich notwendigen Muskeln.

Einer der Teilnehmer sagte einmal: „Meine Tochter macht diese Übungen dauernd.“ Kinder können sich in einer Weise bewegen, wie wir Erwachsene nur davon träumen können. Wir haben uns den Erfordernissen angepasst, wir haben Frustrationen erfahren, Verletzungen, sowohl psychische als auch physische, die nicht nur Narben auf Haut und Seele, sondern auch in der Bewegung hinterlassen haben. Und so bedeutet diese Art der Bewegungsübung, sich erinnern an die spielenden Verbiegungen, die wir als Kind so gerne gemacht haben.

Demonstration in praktischer Physik

Den Männern zu erklären, hier ginge es um einen Zugang zu ihren Gefühlen, würde unnötige Widerstände hervorrufen oder Erwartungen schaffen, die so schnell gar nicht einzulösen sind. Ich führe ein mit dem Hinweis, es ginge um einen Unterricht in praktischer Physik. ‚Wie hängen die Muskeln, wie hängen die Gelenke und Knochen zusammen?‘ Bei den Übungen zu Beginn zählt allein dieses Thema unter dem Schwerpunkt Hebelwirkungen: ‚Was passiert, wenn ich das linke Bein strecke? Was passiert, wenn mein Kopf hin- und herrollt? Wie kann ich mich durch eine Beinbewegung auf den Bauch drehen?‘ Im Zentrum steht das Wahrnehmen des eigenen Körpers, dieses wundersamen Geflechtes, dessen einzelne

Welchen Raum benötige ich. Wann tritt mir ein anderer zu nahe? Wie fülle und schütze ich meinen Raum?

Partikel auf so einzigartige Weise miteinander verbunden sind. ‚Was bewegt sich, wenn ich gehe? Wie wird der Fuß

über den Boden gerollt? Was verändert sich an meinem Gang, wenn ich den Kopf, die Schultern steif halte?‘

Es genügt nicht, Wahrnehmungen innen zu lassen, sondern sie nach außen zu bringen. Deshalb kann die Aufgabe folgen: „Stellt die Fußbewegung mit den Händen dar!“ Oder: „Legt die Hände auf die Knie und fühlt, was sich dort bewegt und setzt dieses in eine Bewegung des ganzen Körpers um!“ Und dann bewegen sich 11 mannshohe Kniegelenke durch den Raum. Fast jedes funktioniert gemäß einer eigenen Mechanik. „Schaut Euch um! Ihr werdet bemerken, niemand bewegt sich so wie Du selbst. So vielfältig nehmt ihr dasselbe Gelenk war, so

vielfältig setzt ihr das um. Keine Darstellung ist richtig, keine ist falsch.“

Von der Bewegung zum Bild

Wir nehmen Stifte zur Hand, gehen zu brasilianischem Samba durch den Raum. Am Boden liegt ausgerollt eine Tapete. Wir gehen im Takt um die Tapete herum, machen aber keine stereotypen Discotanzbewegungen, der Rhythmus bestimmt nur die Geschwindigkeit des Ganges, beeinflusst die Art der Schritte.

Wir setzen das Gehen in die Bewegung der Hände um, die Hände wiederum bringen die Bewegungen mit den Stiften auf die Tapete, tanzen auf dem Papier. Bunte Strichmuster von schwungvoller Kraft breiten sich über den Streifen aus. Allein Farbe und Papier entfalten eine magische Wirkung, dazu kommt die Musik – und es entsteht eine fast dionysische Stimmung fern des Alltages, auch des Gefängnisalltages. Das entstandene Bild ruft Assoziationen hervor – und auch hier ist Vorsicht angebracht: Weder Deutung noch Bewertung dürfen Thema der verbalen Betrachtung werden – zuviel kann von dem Geist, von der Beseeltheit solcher Augenblicke zerstört werden. Es geht auch nicht darum, die einzelnen Maler zu identifizieren, sondern das Stück Ornament als Gesamtkunstwerk zu verstehen. Jeder hat das Recht auf sein Geheimnis. Ich erinnere mich an Äußerungen über die bunte Vielfalt wie:“ Das ist eine Darstellung des Frühlings.“ – „Ich sehe harmonische Lebendigkeit.“

Bewegungsaufgaben

Durch verschiedene Erfahrungen drängte sich Stunden später das Thema Boden, Raum und Grenze auf. Welchen Raum benötige ich. Wann tritt mir ein anderer zu nahe? Wie fülle und schütze ich meinen Raum?

Wir beginnen mit Einzelarbeit, in der jeder seinen eigenen Raum entdeckt und ausfüllt, gestaltet, seine Grenzen abschreitet. Dann finden die ersten Begegnungen statt, teilweise noch als Gerangel mit dem einen und anderen. In Folge bekommen die Teilnehmer die Aufgabe, sich für einen Partner zu entscheiden. Ich versuche weiterhin durch einzelne Impulse die Situationen zu entflechten, so dass die Bewegung nicht in einem Kräftemessen endet, sondern in einem federnden, übersichtlichen Kräfteaustausch mündet. Die bevorzugten Bewegungsarten bestehen so nicht mehr im Zerren und Hal-

ten, sondern im Stoßen und Ausweichen. Die Abläufe werden für die Männer nun transparenter. Die Transparenz entsteht, wenn ich einen Anfang, einen Schluss sehe, wenn ich den Ablauf grob wiederholen kann. Sind diese Kriterien erfüllt, kann ich das Ergebnis mit vollem Recht einen Tanz nennen.

Im nächsten Schritt setzen sich die Zweiergruppen zu Boden gestalten zusammen ein Bild. Entscheidend ist, dass sie handeln, und nicht das Bild erst strategisch planen. Sie nehmen sich Stifte, ein Blatt Papier und beginnen, ohne dass ein Wort gewechselt wird. Die Aufgabe wird auf unterschiedliche Art und Weise erfüllt. Eine Gruppe malt ein Bild, einen Stift zusammenführend, die anderen malen jeweils in einem deutlich anderen Bereich des Blattes, die dritten gestalten gemeinsam ein Blatt, auf dem die Bereiche ineinander verwoben sind.

Die folgende Aufgabe lautet: Die Gesamtgruppe setzt das, was sie auf dem Bild wahrnimmt, in Bewegung um, betrachtet das Bild als eine Art Choreographie. Sie deutet nicht, sondern holt die eigene Wahrnehmung erneut in den Raum, der Übergang zwischen Schauen und Bewegung wird ermöglicht, direkt beschriftet. Es entstehen Bilder, in denen die Männer in weite Ferne zum Abschied zu winken scheinen, in anderen hupsen sie auf groteske Art und Weise durch den Raum, in wiederum anderen scheinen sie einander zu foppen. Und immer wieder zeigen beide Maler eine besondere Art der Rührung, sobald sie ihr Bild als eine Bewegung sehen, die den ganzen Raum erfüllt.

Die Spirale

Die Spirale führt uns von innen nach außen nach innen nach außen. Wir erleben uns auf eine besondere Art, wenn wir unsere Bewegungen innen wahrnehmen. Malen wir sie auf, löst das Bild in uns ein Gefühl aus. Hier befinden wir uns auf einer neuen Ebene der Wahrnehmung. Denn meine Bewegung erzählt mir etwas, das meine Gedanken verschwiegen. Wenn die Kollegen die Bilder wahrnehmen und sie in Bewegung umsetzen, befinden wir uns auf der Ebene der Transpersonalität. Denn die Kollegen teilen nicht nur mit, was sie sehen, sondern sie teilen auch wieder etwas von sich selber mit. Wenn die beiden Maler anschauen, was die Kollegen für sie tanzen, erscheint wieder ein Echo, jenseits der Worte, jenseits aber auch der alltäglichen Gefühle. Es ist ein Spüren außerhalb der verbalen Kontrolle, ein Spüren von mir selbst. Auf dieser Ebene der Transpersonalität findet

die Berührung statt, die uns spirituell, im tiefsten Innern bewegt. Hier befindet sich der Ort der Geheimnisse, die hinter unseren Tränen, hinter unserem Lachen wohnen, die uns, gerade wenn wir uns gerne bemitleiden, mit ihrer Kraft überraschen. Als wir einmal das Bild einer Zweiergruppe wiederum in eine Bewegung der gesamten Gruppe übersetzten, schaute einer der Maler ganz fassungslos auf die Szene: „Dass ich so viel Freude hervorrufe, hätte ich nicht gedacht.“

Natürlich können sich auch ganz andere Blicke öffnen, ich kann überrascht werden über Dunkelheiten in mir, die ich nicht erahnte. Aber generell ist diese Arbeit an den Ressourcen orientiert, öffnet sie den Blick auf den Lebenswillen, die Lebenskraft, auf das, was mich in der Krise trägt.

Die Spirale taucht in unserem Urgedächtnis als die Urform des Lebens auf, als die Urform der Wachsens. Der Kleine Impuls, der immer weiter reift, zur Formung gerät, aus dem inneren hinaus ins Äußere. Worin liegt die Faszination, zwischen Kreidefelsen am Meer plötzlich Ammoniten zu finden? Die christliche Symbolik des Labyrinthes greift genau diese Erfahrung auf. Das Bild der Spirale möchte ich als ein Bild des Lebens begreifen, das zarteste Regung im Inneren mit dem großen Zusammenhang der Zeit Gottes um uns verbindet.

Übrigens: Wo gibt es das draußen. Elf Männer machen einen Kurs in kreativer Bewegungsarbeit. Draußen finden sich meistens Hähne in Körben, wenn solche Seminare angeboten werden. Sind da nicht die Männer im Knast einen Schritt voraus, und bilden da nicht einen Ausblick auf die neue Zukunft Gottes, in der alles neu wird, in der die Krise der Männlichkeit, die die Welt heute zum Brennen bringt, überwunden ist. Eine Arbeit, die für mich verleblichtes Evangelium darstellt.

Dirk Harms ist Pfarrer an der JVA Schwerte

Teufel komm raus—so lautete das Thema der Tagung der Forensik-SeelsorgerInnen vom 19. - 21.9.2008 im Psychiatrischen Zentrum Nordbaden in Wiesloch. Die TeilnehmerInnen beschäftigten sich mit dem Umgang mit PatientInnen, die sich vom Bösen beeinflusst oder besessen fühlen. Wir veröffentlichen hier einen der beiden Hauptvorträge.

Besessenheit – eine psychiatrische Diagnose?

Dr. Annette Gerlach, Wiesloch

„Die Entdeckung, dass es so einfach nicht ist, wie man gedacht hat, ist als Gewinn anzusehen“. Diese Worte, die Carl Friedrich Freiherr von Weizsäcker formulierte, geben ein wenig meine Erfahrungen während der Vorbereitung zu diesem Kurzvortrag wieder. Ich möchte vorausschicken, dass ich keine Expertin auf dem Gebiet der Besessenheit oder ähnlicher Phänomene bin, sondern hier stehe, nachdem unser Hauptreferent, Pater Dr. Ulrich Niemann, der **der** Kenner der Materie schlechthin war und die Gaben eines Seelsorgers, eines Psychotherapeuten und eines Exorzisten in sich vereinigte, am 30.06. d.J. völlig unerwartet verstorben ist. Der Bitte, aus der Sicht einer Psychiaterin sich diesem Thema anzunähern, konnte ich mich nicht verschließen, es gab auch nicht mehr genug Zeit, andere, sicher diesbezüglich berufener Psychiater wie z.B. Prof. Hermes Kick, „einzufliegen“. So habe ich begonnen, in verschiedenen Lexika, Psychiatrie-Lehrbüchern und anderer Literatur zu recherchieren, wobei mir meine Neugier und auch die meines Chefs sehr hilfreich waren. Und ich habe bei dieser Suche bemerkt, dass wir uns einem offensichtlich sehr aktuellen Thema widmen, so gab es ein Sonderheft der Zeitschrift „Neurotransmitter“ vom November 2006, das unter dem Motto „Das Böse und die Psychiatrie“ stand. Zudem hat im Oktober vorigen Jahres ein interdisziplinärer Kongress „Religiosität in Psychiatrie und Psychotherapie“ in Graz stattgefunden, in dessen Vorfeld die Wogen hoch schlugen, da im

Rahmen des Kongresses ein Exorzist zu Wort kommen sollte, um mitzudiskutieren bei der Frage „gibt es Besessenheit jenseits der Psychose?“.

Dass das Böse in jüngster Zeit wieder so häufig Thema wird, hängt wohl mit geopolitischen Entwicklungen sowie der Überfüllung von Gefängnissen und Maßregelvollzugseinrichtungen zusammen. Die Besessenheit hat sogar eine ICD 10 Nummer (Internationale Klassifikation Psychischer Störungen). Im Jahr 1991 wurde unter dem Druck von Psychiatern aus Entwicklungsländern im Kapitel „dissoziative Störungen“ als Punkt F 44.3 Trance- und Besessenheitszustände als eigenständige Diagnose aufgenommen. Mit dieser Kategorisierung wird festgelegt, dass es sich in Fällen, in denen sich ein Mensch so verhält, als ob er von einer anderen Persönlichkeit, einem Geist, einer Gottheit oder einer „Kraft“ beherrscht wird, um ein psychiatrisches Krankheitsbild handelt. Es handelt sich um „Störungen, bei denen ein zeitweiliger Verlust der persönlichen Identität und der vollständigen Wahrnehmung der Umgebung auftritt; in einigen Fällen verhält sich ein Mensch, als ob er von einer anderen Persönlichkeit, einem Geist, einer Gottheit oder einer Kraft beherrscht wird. Aufmerksamkeit und Bewusstsein können nur auf ein oder zwei Aspekte der unmittelbaren Umgebung begrenzt und konzentriert sein und häufig findet sich eine eingeschränkte, aber wiederholte Folge von Bewegungen, Stellungen und Äußerungen“.

Diese „Besessenheitszustände“ werden unter die „dissoziativen Störungen“ eingeordnet, deren allgemeine Kennzeichen der teilweise oder völlige Verlust der normalen Integration ist, die sich auf Erinnerungen an die Vergangenheit, Identitätsbewusstsein und unmittelbare Empfindungen sowie die Kontrolle von Körperbewegungen bezieht ... Dissoziative Störungen werden als psychogen angesehen.

Karl Jaspers hat in seiner allgemeinen Psychopathologie zur Besessenheit erklärt: „Im engsten und eigentlichen Sinne spricht man von Besessenheit, wo der Kranke selber erlebt, dass er zugleich zwei Wesen ist, zwei völlig heterogene Gefühlsweisen mit zwei Ichen vollzieht.“ Weiter gilt als Besessenheit das Erleben fremder halluzinierter Persönlichkeiten, die in Stimmen und Gebärden zu den Kranken sprechen, schließlich auch Zwangsphänomene und alles als fremd empfundene. In unserer unglücklicheren modernen Welt, in der Besessenheit und Hexen nicht mehr Sache von Exorzismen

und Gerichtsprozessen sind, bleiben die seelischen Tatsachen in anderer Gestalt bestehen. Sie werden gemäß dem wissenschaftlichen Charakter der Zeit Inhalt der Medizin und zeitweise wurden sie als eine Welt der Hysterie gezüchtet und zugleich Inhalt von Pseudowissenschaften – wie Okkultismus, Parapsychologie, Spiritismus – die die Realität des Übernatürlichen als etwas Natürliches zu erforschen meinten. Der Glaube an böse Mächte, Dämonen und Geister, entsprang dem Erleben der vielfältigen Gefährdungen menschlicher Existenzen. Solche Erfahrungen wurden mythisch interpretiert. Böse Mächte hatten schon die alten Naturreligionen gekannt. Indem ihnen ein Wille unterstellt wurde, wurden sie personifiziert, und sie mutierten zu Dämonen oder Geistern. Die Welt der Geister war vielgestaltig und mannigfaltig wie die der Religionen überhaupt. Schon in einem babylonischen Text heißt es: „Sie bedecken die Erde wie Gras“.

Das Bedürfnis nach Erklärungen, nach Kausalattributionen scheint zu den grundlegenden Neigungen des Menschen zu gehören. Je komplexer ein Thema, je stärker es mit subjektivem Leiden verbunden ist, je weniger es kontrollierbar ist, je mehr es zu einer schmerzlichen Dissonanz zwischen starken persönlichen Überzeugungen und der existenziellen Realität kommt, desto eher neigt der Mensch dazu, ein Erklärungsmodell zu konstruieren, das seine Spannungen vermindert. Seelische Störungen sind deshalb so schwer zu bewältigen, weil sie sich nur sehr unvollkommen erklären lassen und weil die Betroffenen sich oft außerstande fühlen, ihre Empfindungen und Denkmuster aktiv zu kontrollieren. Erklärungsmodelle sind daher ein Baustein der Psychotherapie. Allen psychotherapeutischen Schulen ist es gemeinsam, ihren Patienten eine Erklärung oder einen Mythos zu vermitteln, der die Ursachen ihres Leidens erhellt und dadurch einen Weg zur Überwindung aufzeigt. Um effektiv zu sein, muss der „therapeutische Mythos“ kompatibel mit der kulturellen Weltanschauung sein, die von Patient und Therapeut geteilt werden. Die Geschichte

Als das Böse noch ein Geschlecht hatte und „der“ Böse hieß, erschien es relativ klar und einfach, was gegen ihn zu unternehmen sei.

der Psychotherapie ist im Grunde genommen also eine Geschichte von Erklärungs-

systemen mit dem Ziel von Verständnis und Heilung für psychisch Leidende. Ich möchte es plakativ so ausdrücken: Als das Böse noch ein Geschlecht hatte und „der“ Böse hieß, erschien es

relativ klar und einfach, was gegen ihn zu unternehmen sei.

Ulrich Niemann hat in seinem Buch „Exorzismus oder Therapie“ die Frage gestellt: Inwieweit kann psychiatrische bzw. psychopathologische Diagnostik zur Klärung des Rätsels des Bösen beitragen? Er formuliert folgende pragmatische Definition von „dämonischer Besessenheit“: „Besessen“ sind Menschen (eher Frauen als Männer), welche therapeutische und/oder seelsorgliche Hilfe suchen, falls sie sich von einer (personalen?) bösen Macht besetzt fühlen oder besetzt „glauben“. Es gibt Stimmen, die sagen: „Das Phänomen der Besessenheit manifestiert sich psychiatrisch, die Ursache ist aber eine theologische, sakramentale“. Hier scheiden sich die Geister! Muss ein Psychiater eine psychische Störung nicht ohne Wenn und

Aber als behandlungsbedürftige Krankheit – und nur als Krankheit – sehen, in einer Welt, die von der Wissenschaft Evidenz verlangt? Doch auch heute noch ist die Überzeugung, den Teufel in sich zu haben, für den Patienten oft tödlich. Daher ist es wichtig, dass wir uns mit diesen Phänomenen auseinandersetzen. Die wohl tief in uns verwurzelte Vorstellung von Dämonen können beim Vorliegen einer psychotischen (oder auch neurotischen) Ich-Störung die subjektive Gewissheit der Besessenheit vermitteln. Sehr schwierig für die Therapie ist die hohe Erwartungshaltung und die Ungeduld der Patienten, nach dem Motto: „Du musst mir sofort helfen und mich befreien, sonst werde ich sehr wütend und mache Dir unerträglichen Druck!“ Daher ist die Therapie von Patienten mit solchen Besessenheitszuständen, nur bei wenigen ärztlichen und psychologischen Psychotherapeuten „beliebt“. Es bedarf eines langen Atems und eines hohen Engagements, um nicht bei den ersten Schwierigkeiten zur Klärung der pathologischen Beziehungsmuster, die sich bei Menschen finden, die sich von satanischen Mächten gequält fühlen, aufzugeben.

Die objektiven Möglichkeiten, eine dämonische Besessenheit – für den westeuropäischen Sprachbereich – exakt zu diagnostizieren und zu definieren, erscheinen sehr begrenzt. Pragmatismus ist gefragt: wie können wir den Betroffenen helfen? Wie kann eine Krisenbewältigung für alle am Geschehen Beteiligten (z.B. die Familienangehörigen) stattfinden? Für Ulrich Niemann gilt folgende Arbeitshypothese, die mir

einleuchtet: Mit Menschen, die sich für „besessen“ halten, hat es sich bewährt, nach dem alten benediktinischen Grundsatz „ora et labora“ zu verfahren: das gilt in dem Sinne, dass „menschlich gearbeitet“ wird, d.h., dass mit wissenschaftlich fundierten therapeutischen Methoden, neurologisch, psychotherapeutisch, psychiatrisch, pharmakologisch, sozialtherapeutisch und rehabilitativ die beste menschlich-therapeutische Hilfe versucht wird. Andererseits muss die Glaubens- und Gebetsdimension derer, die sich für besessen halten, ganz ernst genommen werden, und es muss versucht werden, in einer individuell und sozial angemessenen Weise diese Haltung in der Therapie zu

Mit Menschen, die sich für „besessen“ halten, hat es sich bewährt, nach dem alten benediktinischen Grundsatz „ora et labora“ zu verfahren...

berücksichtigen. Viele Menschen, die sich vom Bösen überwältigt fühlen, haben schon mit der Psychiatrie und auch mit manchen Psychotherapeuten schlechte Erfahrungen gemacht. Je-

mand hat sie deshalb auch als „Ausgesteuerte der Psychiatrie“ bezeichnet. Um ihnen gerecht zu werden, sollte schon im Erstinterview nach der beim Betroffenen zugrunde liegenden Religionsauffassung und nach der spezifischen Frömmigkeitsform gefragt werden. Mit der Frage nach der religiösen Grundauffassung (die natürlich auch abgelehnt werden kann) werden Sinn- und Glaubenszusammenhänge aktiviert, die eventuell therapeutisch nutzbar gemacht werden können.

Als guten Einstieg eines solchen Interviews schlägt Niemann vor: „Ich glaube Ihnen unbedingt, dass Sie das/den Bösen so erleben, wie Sie es geschildert haben! – Aber: Am Ende wird das Gute „siegen“, weil der gute und mächtige Gott letztlich immer stärker ist als das Böse bzw. der Satan. Das ist die letzte Botschaft aller Religionen: Am Ende wird der Satan entmachtet“. Es ist wichtig, die Erklärungsmodelle der Patienten zu kennen, selbst wenn sie auf den ersten Blick mit medizinischen und psychologischen Modellen inkompatibel erscheinen. In ihrem hilfeschuchenden Verhalten konsultieren viele religiöse Patienten denn auch den Arzt und den christlichen Seelsorger und verbinden Medikamente mit Gebeten um die Befreiung von dämonischen Mächten. Daher sind Ärzte und alternative Heiler oft Partner im Gesundheitswesen, ohne dass sie es voneinander wissen.

Wie kann ich nun zielführend spirituelle Deutungen in der Therapie nutzbar machen? Die therapeutische Arbeit mit religiösen Patienten fordert

dazu heraus, ein gemeinsames Modell der Sinnhaftigkeit und der Bewältigung zu entwickeln, das diejenigen Anteile des religiösen Lebens eines Patienten einschließt, die seinen Bedürfnissen zuträglich sind. Eine verständnisvolle Haltung mit vorurteilsfreiem Respekt für religiöse Werte hilft oftmals, die Tür zu anderen Modellen zu öffnen und vielleicht besser damit umzugehen. Der Arzt oder auch Psychologe wird konsultiert, um ein Übersetzer des Unerklärlichen und Bedrohlichen zu sein: „Die Entscheidung, medizinischen Rat zu suchen, ist die Bitte um Interpretation ... Patient und Arzt re-

„Das ist die letzte Botschaft aller Religionen: Am Ende wird der Satan entmachtet“.

konstruieren miteinander die Bedeutung eines Ereignisses. Wenn die Puzzleteile ihren Platz finden; wenn subjektive Erfahrung und ärztliche Interpretation sich annähern; wenn der Patient eine kohärente „Erklärung“ erhält, in der er sich nicht mehr als Opfer des Unerklärlichen und Unkontrollierbaren fühlt, dann, ja dann sind seine Symptome in der Regel ausgetrieben“ (Leon Eisberg, 1981).

sessenheit um eine psychiatrische Erkrankung handelt, nichts desto trotz gibt es Patienten, die sich unserem vermeintlich wissenschaftlich fundierten Handeln verschließen, denen wir nicht helfen können, die jedoch bei sog. Geistesheilern Linderung finden. Wir mögen dies verstehen wollen oder auch nicht, doch wäre es vermessend, vor solchen Phänomenen die Augen zu verschließen. Wie sagt Shakespeare so treffend: „Es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen die Philosophie (und ich füge hinzu: die Psychiatrie) nichts weiß.“ (Hamlet). In diesem Zusammenhang ist mir eine Anekdote eingefallen, die Albert Einstein zugeschrieben wird und mit der ich schließen möchte. *Einstein hält einen anspruchsvollen Vortrag über das Verhältnis von Raum und Zeit. Als er fertig ist, steht ein Zuhörer auf und widerspricht: „Was Sie hier ausgeführt haben, ist mir viel zu spekulativ. Wir sind doch nicht in der Kirche. Nach meinem gesunden Menschenverstand kann es nur das geben, was man sehen und überprüfen kann“. Einstein lächelt und antwortet: „Dann kommen Sie doch bitte nach vorne und legen ihren gesunden Menschenverstand hier auf den Tisch“.*

Sie können diesen Ausführungen entnehmen, dass es sich der heutigen Lehrmeinung entsprechend bei solchen Phänomenen von Be-

Ein Gefangener

Sein Leben reduziert auf ein paar Schritte, von denen keiner je sein Ziel erreicht. Entwürdigend an jedem Tag die Bitte um Kleinigkeiten – und doch seltsam leicht.

Die Augen fast erloschen in dem grauen und trüben Alltag ohne Mittelpunkt. Sich selbst kann er wie anderen nicht trauen, und längst ist Lüge, was da prahlt und prunkt.

Schwach nur das Wissen noch um all die Farben; der weite Blick schon endlos weit entfernt. Die Enge lebt. Erinnerungen starben, und nur, was ihm nicht half, hat er gelernt.

Manchmal geht nachts die Seele auf die Reise und löst sich von der Ohnmacht in der Haft. Dann ahnt er für Momente, fern und leise: Sein Lebensziel war nicht Gefangenschaft.

Nur eine Freiheit ist ihm noch geblieben, die manchmal zarte Flügel ihm verleiht. Doch selten nur ist sie und oft verschwommen:

Nur in der Phantasie kann er noch lieben und träumt sich in die Welt, die hell und weit ihn einlädt und ihm sagt: „Du bist willkommen.“

Ulrich Tietze

Schaufenster der Gefängnisseelsorge

Homepage, Leitlinien und Flyer

Manfred Lösch, Berlin

Darin sind wir uns wohl alle einig: ebenso wie akzeptierte Vertraulichkeit und geschützte Verschwiegenheit einerseits braucht die Gefängnisseelsorge die öffentliche Wahrnehmung und unterstützende Wertschätzung andererseits. Um sie in höherem Maße als bisher in Kirche und Gesellschaft zu erreichen, sind gute Schaufenster nötig, in dem unser „Produkt“ *Evangelische Seelsorge im Gefängnis* präsentiert werden kann.

Eines dieser Schaufenster ist die Homepage der Konferenz (www.gefaengnisseelsorge.de), die im vergangenen Herbst neu gestaltet wurde und sich allmählich zur umfassenden Informationsplattform entwickelt.

Ein zweites Schaufenster soll die Broschüre mit den von der Mitgliederversammlung 2008 beschlossenen Leitlinien sein. Sie wird in Kürze in 3000 Exemplaren gedruckt werden und noch vor der nächsten MV in den Versand gehen.

Als drittes Schaufenster hat die AG Leitlinien nun einen Flyer für den bundesweiten Gebrauch erstellt und in der letzten Sitzung von Vorstand und Beirat präsentiert. Dieser Flyer, dessen Text wir hier schon einmal vorstellen, wird ebenfalls in Kürze in einer Auflage von zunächst 10 000 Stück gedruckt und soll bereits beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Bremen im Mai 2009 zum Einsatz kommen.

Bei der Sitzung von Vorstand und Beirat im November 2008 fand das Vorhaben der AG Leitlinien, einen Flyer parallel zur Leitlinien-Broschüre herauszugeben, allgemeine Zustimmung. Wie ein Geschenk des Himmels erscheint es, dass die Kollegin Birgit Braun in dieser Sitzung einen von der RK Baden-Württemberg zusammen mit dem Evangelischen Medienhaus Stuttgart entwickelten und produzierten Flyer vorlegte, der wegen seiner ansprechenden Gestaltung und klaren Aussagen mit großer Begeisterung aufgenommen wurde.

Dieser Flyer bildete die Grundlage für das, was nun - von der AG Leitlinien fertig gestellt - hoffentlich von allen Regionalkonferenzen und einzelnen Kollegen und Kolleginnen als gemeinsame Verteilschrift angenommen und rege gebraucht wird. Der Regionalkonferenz Baden-Württemberg verdanken wir, dass wir das Layout übernehmen konnten. Mit Freuden haben wir die grafische Gestaltung in modifizierter Form nun auch für das Layout des Leitlinien-Einbandes genutzt.

Den Text und die Gestalt des Flyers – aus technischen Gründen ohne das endgültige Layout - stellen wir auf den folgenden zwei Seiten vor, um damit bereits die Anregung an Regionalkonferenzen und einzelne Kollegen und Kolleginnen zu verbinden, im Laufe der nächsten Monate zu diesem bundeseinheitlichen Flyer Einlegeblätter für den regionalen oder örtlichen Gebrauch zu entwickeln.

Wir stellen uns vor, dass der Flyer künftig für die Öffentlichkeitsarbeit der Regionalkonferenzen und Anstaltspfarrämter (nicht nur innerhalb der Kirche, sondern auch in den JVAen, in Schulen, Bildungsstätten etc.) genutzt wird. Mit individuell gestalteten Einlegeblättern (oder auch Hüllen) können regionale Besonderheiten, Kontaktadressen, Veranstaltungshinweise etc. weitergegeben werden. Als minimale Ergänzung ist auf der Spalte Infos und Kontakt ein Stempeldruck, ein Aufkleber, oder auch ein handschriftlicher Eintrag denkbar.

Wer sich schon mal ein Bild davon machen möchte, wie etwa der Flyer im endgültigen Layout aussehen wird, der sehe sich in der Ideen-Datenbank / Projekte den Flyer aus Baden-Württemberg an.

Dort können dann auch andere, bereits vorhandene oder nun entstehende Flyer oder Informationsblätter über den Webmaster Matthias Steinleitner eingestellt werden.

Alle derartigen Materialien würden wir zudem gern zur gegenseitigen Anregung bei der diesjährigen Jahrestagung zusammentragen und präsentieren.

Manfred Lösch ist Pfarrer an der JVA Tegel und ehemaliger Beauftragter des Rates der EKD für die Seelsorge in den Justizvollzugsanstalten

Auf den folgenden beiden Seiten veröffentlichen wir einen Vorabdruck des Flyers, das endgültige Layout folgt bis Mai.

Jesus Christus spricht:

„Ich war im Gefängnis
und ihr seid zu mir gekommen“

(Matthäus Evangelium 25,36)

Im Auftrag Jesu gehen wir ins Gefängnis.

Wir besuchen Gefangene und begleiten sie in ihrer besonderen Lebenssituation. Wir bestärken sie in ihrem Bemühen, ihr Leben zu verstehen und neu auszurichten, um „*künftig ein Leben ohne Straftaten führen zu können.*“
(§2 Strafvollzugsgesetz)

Wir sind für Angehörige da.

Wir sind Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner für Menschen, die im Gefängnis arbeiten.

Wir bauen Brücken zwischen Drinnen und Draußen.

Was wir tun

1. Für die inhaftierten Menschen im Gefängnis

- wir wenden uns den Menschen im Gefängnis zu und nehmen uns Zeit für sie
 - wir feiern Gottesdienste und beten mit und für die betroffenen Menschen
 - wir führen seelsorgliche Gespräche, die durch die Schweigepflicht, das Beichtgeheimnis sowie das Zeugnisverweigerungsrecht für Geistliche geschützt sind
 - wir ermöglichen Gruppenerfahrungen, die Leib, Geist und Seele gut tun und Entwicklung fördern
 - wir begleiten Gefangene in Fragen des Glaubens und Lebens, der Schuld und der Vergebung
 - wir ermutigen Gefangene zur Selbstbesinnung, zur Auseinandersetzung mit ihrer Tat und zur Verantwortungsübernahme
 - wir stehen Gefangenen in Krisen bei
 - wir sind Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner für Angehörige inhaftierter Menschen
 - wir fördern den Familien- und Außenkontakt Gefangener und begleiten sie bei Ausgängen und bei besonderen Anlässen
 - wir unterstützen Gefangene und ihre Angehörigen in Notlagen
 - wir begegnen Menschen aller Religionen mit Respekt:
 - wir bieten Gefangenen anderer Religionszugehörigkeit auf ihren Wunsch hin seelsorgliche Begleitung an oder stellen Kontakte zu Geistlichen anderer Glaubens- und Religionsgemeinschaften her
- ### 2. Für die Justizvollzugsanstalt
- wir arbeiten mit allen Diensten im Strafvollzug zusammen und begleiten die Arbeit im Vollzug mit konstruktiver Kritik
 - wir arbeiten in Gremien mit, die unser Arbeitsfeld berühren

- wir beraten die Anstalt in ethischen, religiösen und weltanschaulichen Fragen
 - wir sind Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartner für Bedienstete
 - wir stehen in Krisen bei und vermitteln in Konflikten
 - wir bieten Fortbildungen für Bedienstete an
 - wir bilden Ehrenamtliche aus und begleiten sie
- ### 3. Für die Gesellschaft
- wir tragen durch unsere Arbeit zur Resozialisierung der Gefangenen bei und fördern somit den sozialen Frieden
 - wir fördern Prozesse des Ausgleichs und der Versöhnung zwischen Opfern und Täter/innen
 - wir fördern bürgerschaftliches Engagement im Bereich des Strafvollzugs und der Entlassenenhilfe
 - wir beteiligen uns ausgehend vom christlichen Menschenbild am gesellschaftlichen Diskurs über Strafvollzug, Reintegration von Gefangenen und alternative Möglichkeiten des Umgangs mit Straffälligkeit
- ### 4. Für die Kirche
- wir nehmen den biblischen Auftrag der Kirche im Gefängnis wahr und ermöglichen Gemeindeleben hinter Gittern
 - wir stärken die Gemeinschaft zwischen den Gemeinden außerhalb und innerhalb des Gefängnisses
 - wir bringen in die Kirche unsere Erfahrungen ein, die wir an einem Ort machen, an dem sich die Probleme menschlichen Zusammenlebens verdichten
 - wir berichten über die Arbeit der Gefängnisseelsorge in Gemeinden, Kirchenbezirken und Schulen und sensibilisieren für die Situation der Menschen im Gefängnis und ihrer Angehörigen

Was uns trägt

Uns trägt die Liebe Gottes, die uns stärkt, tröstet und frei macht. Sie eröffnet Zukunft und befähigt uns zur Versöhnung.

Wir leben aus dem Glauben, dass Gott jedem Menschen eine unverlierbare Würde verliehen hat.

Die Menschenwürde geht auch nicht verloren, wenn sich ein Mensch im selbst- und fremdverschuldeten Dickicht des Lebens verfangen und Schuld auf sich geladen hat.

Wir leben aus der Liebe Gottes, die die Opfer niemals vergisst und auch den Täterinnen und Tätern vergeben und neue Lebensmöglichkeiten schenken will.

Wir alle sind „allzumal Sünder“. Bei Gott ist Umkehr, Vergebung und Versöhnung möglich. Gott wendet sich jedem Menschen zu und wir können jederzeit zu ihm kommen.

Wir leben aus der Hoffnung auf Gottes Frieden und Gerechtigkeit. Gott schenkt uns Gemeinschaft mit ihm und untereinander.

Dies hilft uns, menschliche Abgründe auszuhalten, Perspektiven gelingenden Lebens zu entdecken und Zusammenleben heilsam zu gestalten.

Seelsorge im Strafvollzug ist durch internationale Konventionen, unsere Verfassung und staatliches Recht garantiert.

Seelsorgliche Gespräche stehen unter dem Schutz des Seelsorge- und Beichtgeheimnisses.

Infos und Kontakt

Deutschlandweit sind ca. 300 evangelische Seelsorgerinnen und Seelsorger haupt- oder nebenamtlich in ca. 200 Justizvollzugsanstalten tätig, d.h. sie arbeiten im Frauen-, Männer- und Jugendvollzug, in der Abschiebungs- Untersuchungs- und Strafhaf, in sozialtherapeutischen Anstalten und forensischen Kliniken. Sie sind auf Länderebene in Regionalkonferenzen zusammengeschlossen und auf Bundesebene in der Evangelischen Konferenz für Gefängnisseelsorge in Deutschland. Die ökumenische Zusammenarbeit auf allen Ebenen sowie die Vernetzung mit Straffälligenhilfen und Diakonie sind unverzichtbar.

Gefängnisseelsorge braucht

Fürbittende Gebete

Mitgefühl für die Opfer und Täter/innen von Straftaten

Verständnis für die Ursachen von Kriminalität und die Folgen von Haft

Interesse an der gesellschaftlichen Diskussion über den Strafvollzug und seine Alternativen

Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement

Geld- und Sachspenden

Kontaktaufnahme ist über die örtlichen Gefängnisseelsorgerinnen und -seelsorger möglich.

Adressen und Informationen sind im Internet zu finden unter:

www.gefaengnisseelsorge.de

Herausgeber und Kontakt:
Evangelische Konferenz für Gefängnisseelsorge in Deutschland
Geschäftsstelle im Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Tel. 0511/2796 - 0

Evangelische Gefängnisseelsorge in Deutschland

**„ICH DANKE DIR, DASS ICH SO WUNDERBAR
GEMACHT BIN.“**



Vom Umgang mit
dem
Körper im Gefängnis

Evangelische Konferenz für Gefängnisseelsorge in Deutschland
11. bis 15. Mai 2009 auf dem Koppelsberg/Plön

Graphische Gestaltung
Druckvorlage
Monika Kornowska

Bild:
Max Rüedi

„Ich danke dir, dass ich so wunderbar gemacht bin.“

(Psalm 139,14)

Vom Umgang mit dem Körper im Gefängnis

Luthers Auslegung des Magnificat hebt an mit Überlegungen zum Leib-Seele-Geist-Zusammenhang des Menschen. Luther schreibt: „*Mose machte ein Zelt mit drei verschiedenen Abteilungen. Die erste hieß sanctum sanctorum; darin wohnte Gott, und es war kein Licht darinnen. Die andere hieß sanctum; darinnen stand ein Leuchter mit sieben Röhren und Lampen. Die dritte hieß atrium, der Hof, das war unter dem freien Himmel, öffentlich, im Lichte der Sonne. In dieser sinnbildlichen Darstellung ist ein Christenmensch gezeichnet. Sein Geist ist sanctum sanctorum, Gottes Wohnung im finsternen Glauben ohne Licht; denn er glaubt, was er weder sieht noch fühlt, noch begreift. Seine Seele ist sanctum. Da sind sieben Lichter, d.h. Fähigkeiten aller Art, die leiblichen, sichtbaren Dinge zu verstehen, zu unterscheiden, zu wissen und zu erkennen. Sein Körper ist das atrium; der ist jedermann offenbar, dass man sehen kann, was er tut und wie er lebt.*“

Das, was in Luthers gleichnishafter Betrachtung eher knapp beleuchtet wird, der Körper des Menschen, ist heute im Bewusstsein vieler Zeitgenossen zentral für ihre Gotteserfahrung. Sie wünschen sich eine stärkere Fokussierung auf den Körper als Wesenselement christlicher Frömmigkeit anstelle eines kargen, wort- und kopflastigen Protestantismus. Die göttliche Schöpferkraft, die Fleischwerdung des Wortes und die Gemeinschaft der Gläubigen soll auch *leibhaftig* erfahrbar werden. Wenn die Kirche des Wortes an ihre Leiblichkeit erinnert, diese lebt und Gestaltungen mutig und freimütig Raum gibt, dann scheint sie anschlussfähig zu sein an das Bewusstsein vieler ZeitgenossInnen.

Menschen, die zu Haftstrafen verurteilt worden sind, ertragen, dass ihr Körper eingesperrt wird, sie müssen Enge aushalten, bisweilen unumkehrbare Veränderung des Körpers hinnehmen, den Verlust von Zärtlichkeit ertragen und erfahren, welche Last der Leib sein kann und wie aufreibend und schmerzhaft es ist, diese Empfindung wahrzunehmen und zu deuten. Deswegen fragen Inhaftierte nach Trainingsmöglichkeiten, Yoga und Entspannungsgruppen, sie wollen singen, kommen zu Abendmahl und Salbung, wollen Kerzen entzünden, wollen äußerlich wie innerlich berührt werden. Was brauchen diese ZeitgenossInnen von uns Seelsorgenden, damit sie ihr Leben und ihr Schicksal annehmen können, sie Zugang bekommen zu der auch medial so dringlich vermittelten Wichtigkeit des Themas „Körper-Gesundheit-Spiritualität“?

Das Thema „Umgang mit dem Körper im Gefängnis“ wird auf vielen unterschiedlichen Ebenen neu wichtig.

Darüber wollen wir auf der Buko2009 miteinander ins Gespräch kommen. Beim Morgenlob treffen wir uns zum Singen und Beten auf der großen Wiese am Her-

renhaus mit dem Blick auf den See, bei den Bibelarbeiten und Grundsatzreferaten werden wir uns unseres Glaubens vergewissern und unsere Denkgrundlagen studieren, Musik, gut bemessene Pausenzeiten und Bewegung können uns lebendig machen, in den angebotenen Kleingruppen wollen wir einzelne Themen anregend vertiefen und den kollegialen Austausch pflegen.

So laden wir Nordlichter Euch/Sie im Namen des Vorstandes im Jahre 2009 ganz herzlich ein zu der Jahrestagung der Konferenz für Ev. Gefängnisseelsorge in Deutschland.

Die sich kirchenpolitisch im Norden anbahnende Veränderung haben wir bereits in der Praxis vorweggenommen und alle Vorbereitungen im Team mit der Kollegenschaft aus Regionalkonferenz Nordost, die hierzu Zeit gefunden hat, erarbeitet.

Unser Motto lautet: „Plön ist schön!“ Kommt / kommen Sie im Mai nach Schleswig-Holstein auf den Koppelsberg: Der Raps wird vielleicht hier und da noch leuchtend gelb blühen, der Himmel blau sein, eine Bootsfahrt oder ein mutiges Bad im See beleben Körper, Geist und Seele. Wir werden gut versorgt werden, in der Pause kann man/frau Billardspielen, in Ruhe auf einem Plätzchen die saubere Luft genießen, mit KollegInnen plaudern oder einen Gang zum See machen. Zur Exkursion werden wir uns aufmachen in die Hansestadt Lübeck, dort können wir bei einer Stadtführung die Kulisse zum Film „Die Buddenbrooks“ genießen oder die altherwürdige Marienkirche samt einer atemberaubenden Führung über ihre Dächer bestaunen. Ein Besuch bei Niederregger ist ja auch nie verkehrt. Abends findet sich sicherlich an der Trave ein Plätzchen fürs Abendbrot. Das alles wartet auf Sie/Euch !

Wir freuen uns auf ein Wiedersehen oder Kennenlernen.

Im Namen der nordelbischen KollegInnen und der Kollegen der Regionalkonferenz Nordost,

Hanna Hirt

Die Jahrestagung 2009 auf dem Koppelsberg bei Plön wird von einer Ausstellung begleitet. Gefangene haben in Gemälden und Holzskulpturen den / die Körper im Gefängnis / in der Zelle mit dem Pinsel, dem Farbstift oder mit Beil, Säge und Messer auf ihre Weise bearbeitet und in verschiedene Formen gebracht. Die Ergebnisse werden aus- und vorgestellt. So nehmen auch die, die wir betreuen und über die wir reden, auf ihre eigene Weise an dieser Tagung teil.

Martin Kühn und Martin Hagenmaier

Tagungsplan

Montag, 11. Mai 2009

Anreise bis 17.00 Uhr

18.00 Uhr Abendessen

19.00 Uhr **Eröffnungsabend**

Dienstag, 12. Mai 2009

7.45 Uhr **Den Körper wecken**

Bewegung am Morgen – Gebet – Choral
Karin Greifenstein und Burkhard Beyer

8.00 Uhr Frühstück

9.00 Uhr **Bibelarbeit Prediger 9, 7-10**

Pastorin Sabine Foerster, Studienleiterin der Missionsaka-
demie Hamburg
Erfrischungspause

10.30 Uhr **"Da wurde der Mensch atmendes Leben."**

(Gen 2,8) - Aspekte des biblischen Verständnisses vom Körper
Referat - Dr. Ulrike Bail, Luxemburg

Pause

Austausch

12.30 Uhr Mittagessen

14.30 Uhr Kaffeetrinken

15.00 Uhr **Nischen**

16.00 Uhr **Mitgliederversammlung Teil I**

Entspannungsübung

18.30 Uhr Abendbrot

19.15 Uhr Schulung der RK-Vorsitzenden und der AG-Vorsitzenden zur
neuen Homepage

20.15 Uhr **Regionalkonferenzen**

Mittwoch, 13. Mai 2009

7.45 Uhr **Den Körper wecken**

Bewegung am Morgen – Gebet – Choral
Karin Greifenstein und Burkhard Beyer

8.00 Uhr Frühstück

9.00 Uhr **„Teuer erkauff“ Bibelarbeit 1. Korinther 6,12-20**

Prof. Dr. Eckart Reinmuth und Kantor Klaus Scharnweber,
Rostock
Erfrischungspause

10.30 Uhr **Das Wort soll Fleisch werden – Zur Bedeutung der Leiblichkeit
in der seelsorglichen Begegnung**

Referat – Prof. Dr. Michael Klessmann
Pause
Austausch

12.30 Uhr Mittagessen

14.00 Uhr **Exkursion nach Lübeck**

Donnerstag, 14. Mai 2009

7.45 Uhr **Den Körper wecken**

Bewegung am Morgen – Gebet – Choral
Karin Greifenstein und Burkhard Beyer

8.00 Uhr Frühstück

9.00 Uhr **Musikalische Bibelarbeit Johannes 5, 1-17**

Kantor Igor Zeller, Hamburg
Erfrischungspause

10.30 Uhr **Mitgliederversammlung Teil II**

13.00 Uhr Mittagessen

14.30 Uhr Kaffeetrinken

15.00 Uhr **Arbeitsgruppen**

19.00 Uhr **Abend der Begegnung**

Freitag, 15. Mai 2009

8.00 Uhr Frühstück

9.30 Uhr **Gottesdienst**

11.00 Uhr Abreise

Arbeitsgruppen

1. Verschwiegen, verschwunden ? – Sexualität im Knast

Wir wollen uns in dieser Gruppe damit beschäftigen, ob und wie wir in unseren Gesprächsbeziehungen die erotischen und sexuellen Komponenten wahrnehmen und wie wir in geeigneter Weise damit umgehen können.

Es liegt uns oft näher, direkte oder indirekte Äußerungen entsprechenden Inhalts intuitiv zu verdrängen oder bewusst zu ignorieren.

Wie können wir einen Gesprächsraum für die Inhaftierten ermöglichen, in dem sie über ihre Erfahrungen, auch über aktive und passive Gewalterfahrungen, ihre Ängste, ihre Einstellungen, Phantasien und Enttäuschungen in Zusammenhang mit Erotik und Sexualität sprechen können? Wo wollen und wo müssen wir Grenzen setzen – und das, ohne zu moralisieren?

Die Arbeitsgruppe soll Mut machen zum Wahrnehmen, Zulassen und Ansprechen einer komplexen Problematik. Wer mag, kann einen konkreten Fall „mitbringen“.

Leitung: Angela Kessler, Psychologin in der Sozialtherapie der JVA Lüneburg mit Schwerpunkt auf der Arbeit mit Sexualstrafgefangenen

Co-Leitung: Burkhard Beyer, JVA Lüneburg

Maximal 12 TeilnehmerInnen

2. Was Leib und Seele nährt – Abendmahl im Gefängnis

Abendmahl ist Sakrament, mit allen Sinnen erfahrbare Geheimnisse der Gegenwart Gottes mitten unter uns und in uns. Abendmahl ist Einladung an den Tisch des Christus Jesus, wo wir empfangen, was wir uns nicht selbst geben können: Das Brot des Lebens und den Kelch des Heils: „Für euch gegeben“. Was für die einen befreiende Erfahrung und Hoffnungszeichen ist, steckt für andere voller Anfragen, Enttäuschungen und Vorbehalte. Die Erfahrungen und Vorstellungen sind vielfältig – positiv wie negativ, auch unter den Seelsorgenden und den In-

haftierten. Die Arbeitsgruppe will

- Raum bieten für Erfahrungsaustausch und Auseinandersetzung (mit traditionellen und aktuellen inhaltlichen Akzentsetzungen)
- praktische Impulse geben für die Abendmahlsgestaltung im Gefängnis

Leitend ist bei allem die Frage: Wie kann Abendmahl als *Lebensmittel* deutlich werden und die Feier des Abendmahls – den Gefangenen und uns selbst – in den starren Mauern des Gefängnisses etwas von *Lebenshorizont* eröffnen?

Leitung: Pastorin Dr. Ute Grümbel, gottesdienstliches Institut nordelbien

Co-Leitung: Gunhild Warning, JVA Hahnöfersand und JVA Fuhlsbüttel

3. „Ich hab's wieder getan, ich hab' geschnibbelt" – Wenn der Körper das Sprechen übernimmt

Ins Gefängnis zu kommen bedeutet für die meisten Straftäter eine körperliche, geistige und seelische Krise. Die Psychosomatik wendet sich dem komplexen Wirkungszusammenhang von Leib-Seele-Geist zu und weiß darum, dass Erkrankungen auch Ausdruck einer Suche sind, um die leiblich – seelische Balance wieder herzustellen.

Was passiert, wenn der Körper eingesperrt wird und Autonomie und Intimität eingeschränkt werden, wenn Beziehungen zerbrechen und mit Schuld gelebt werden muss?

Wir alle kennen den Umgang mit inhaftierten Menschen, denen ihr Körper schwer zu schaffen macht. Wir führen seelsorgerliche Gespräche, in denen sich die körperliche Symptomatik mehr und mehr in den Vordergrund schiebt oder von Anfang an bestimmend ist. Lassen wir uns mitziehen ins Ausweglose, in die Hilflosigkeit? Oder stellen sich unterschiedlich Ärgernisse und Missmut ein, das Bedürfnis, die Kontakte einzuschränken, weil es hoffnungslos ist?

In dieser Gruppe werden neben einer kurzen Einführung in die Grundanschauungen der Psychosomatik auch selbst verletzende Verhalten, frühe Traumatisierungen als Hintergrund von Konversionsphänomenen u.ä.m. thematisiert. Wer an dieser supervisorisch orientierten Gruppe Interesse hat, sollte bitte eine Seelsorgersituation "mitbringen", in der körperliche Krisen vorkommen.

Leitung: Dr. Christian Braune, Seelsorger und Psychotherapeut am berufsgenossenschaftlichen Unfall-Krankenhaus Hamburg-Boberg

Co-Leitung: Hanna Hirt, Untersuchungshafenanstalt Hamburg

Maximal 12 TeilnehmerInnen

4. „Body-Modification“ – Spiel mit Stärke, Schönheit, Kult und Symbolik

Tätowierungen, Piercings und andere Formen der Body-Modification gehören heute zu einem alltäglichen Anblick, insbesondere bei jungen Menschen. Hier sind sie aus der Nische des „Abweichenden“ längst zu einem Mode- und Schönheitsaccessoire geworden. Vergangen sind die Zeiten, in denen namentlich Tätowierungen nur mit Randgruppen und/oder Kriminellen in Verbindung gebracht wurden. Aber auch im Strafvollzug begegnen Körperbilder und Body-Modification immer noch und prägen das Bild. Dabei haben sich aber im Zuge der gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen auch hier die Vorzeichen, die Bedeutungen und die Motivationen verändert. In der AG geht es darum, die verschiedenen Formen der Body-Modification in Haft, insbesondere die Tätowierungen zu beleuchten, zu hinterfragen und dabei auch Erfahrungen auszutauschen. Für nicht wenige Menschen sind Tattoos, Piercings und andere Eingriffe in den Körper noch immer befremdlich, auch wenn sie für die TrägerInnen zum Lebensgefühl dazu gehören.

Nach einem kurzen einleitenden Referat soll es in erster Linie um den Austausch untereinander gehen, aber auch um die Beantwortung von Fragen, die sich im Zusammenhang mit dem Phänomen der Body-Modification bei den TeilnehmerInnen stellen.

29

Leitung: Dr. Kai Bammann, Jurist, Dipl.-Kriminologe und Dipl.-Kunsttherapeut (FH), hat in den Jahren 2003-05 die zur Zeit aktuellste und umfangreichste Untersuchung zum Thema Tattoos in Haft in Deutschland durchgeführt.

Co-Leitung: Helge Hoffmann, JVA Bützow

5. „Ich singe dir mit Herz und Mund“ – Singen mit Leib und Seele

Musik verbindet Menschen, macht glücklich und hat einen hohen therapeutischen Wert. Sie öffnet Türen und bringt Mauern zum Einstürzen. Das Singen im Gefängnis geschieht unter der verbreiteten Erfahrung: Wir haben es in der täglichen Arbeit meistens mit Menschen zu tun, die vor dem Singen ein wenig Angst haben, weil es eine ausdrucksstarke Äußerung ist. Für ausdrucksstarke Äußerungen gibt es in ihrem Leben in der Regel noch unangenehmere Folgen als für den durchschnittlichen Menschen. Singen befreit auch in diesem Sinne. In dieser Gruppe soll *durch* das Singen Mut gemacht werden *zum* Singen und Singen Lernen. Zudem soll ein kleines Handwerkszeug erarbeitet werden, wie man Menschen oder Gruppen zum Singen anleiten kann.

Gruppenleiter: Hartmut Naumann, Leiter des Fachbereichs Populärmusik des Nordelbischen Jugendpfarramts.

Co-Leitung: Martin Hagenmeier, JVA Kiel

6. Faszination des Grauens – die Lust an körperlicher Gewalt

Was passiert, wenn Menschen rot sehen? Worin liegt die Faszination von Gewalt?

Wir wollen uns dem Innenleben von Gewalttätigern annähern und versuchen, Einsichten in ihre Erlebniswelt zu gewinnen. Mit einem Anti - Gewalt -Trainer machen wir uns auf die Suche nach Möglichkeiten des Umgangs mit der Lust an der Gewalt. Dabei wollen wir uns auf der Erfahrungsebene auch unserer eigenen Gewaltbereitschaft nähern.

Leitung: Christian Scholz, AGT – Trainer beim bfw Kiel

Co-Leitung: Michael Carstens, JA Schleswig und JVA Flensburg

7. „Verlasse mich nicht, wenn ich schwach werde“ – Altern und Sterben in Gefangenschaft

Langfristig ist damit zu rechnen, dass immer mehr Menschen im Gefängnis altern und sterben. Die zunehmende Anzahl von Sicherungsverwahrten ist nur ein Indiz dafür. Wie können wir uns als Seelsorgende diesen Prozessen angemessen stellen? Welche Erfahrungen und Modelle aus der Praxis gibt es bereits?

Als Einstieg dient zunächst ein Überblick über die bis dato in NRW geführte Debatte "Sterben im Vollzug".

Anschließend sollen mit der Gruppe Erfahrungen und Modelle des Umgangs mit dieser Thematik ausgetauscht werden.

Ziel ist es eine Kultur der Trauerarbeit und des angemessenen Umgangs mit Tod und Sterben zu befördern und sich gegenseitig mit tragfähigen Konzepten aus der Praxis zu unterstützen.

Leitung: Adrian Tillmanns, Seelsorger an der JVA Werl,

Co-Leitung: Jan Borowski, UHA Hamburg

Maximal 12 TeilnehmerInnen

8. Sich berühren lassen – wo Sehnsucht und Zärtlichkeit Raum finden

Wir wollen den Versuch wagen, uns einem Tabu zu nähern: Berührung unter Gefangenen, zwischen Bediensteten, zwischen Bediensteten und Gefangenen, zwischen SeelsorgerInnen und Inhaftierten.

Wir wollen unseren inneren Widersprüchen zwischen positiven Impulsen und Tabuisierung nachgehen, indem wir Selbstverständlichkeiten befragen, Gefahren benennen, unsere Ängste wahrnehmen und Chancen ausloten.

Der Frage ob, wann und in welchen Formen Berührungen möglich und hilfreich

sind, werden wir auch am eigenen Leib nachspüren. Des Weiteren soll die spirituelle Dimension von Berührung ins Auge gefasst werden.

Leitung: Dr. Ronald Mundhenk, Seelsorger an der Fachklinik für Psychiatrie, Neurologie und Rehabilitation in Heiligenhafen

Co-Leitung: Martina Bubert, JVA Neumünster

Maximal 12 TeilnehmerInnen

9. „Mit Leib und Seele....“

Seelsorger/Seelsorgerin sein mit Hand und Fuß, mit Leib und Seele

Eine Entdeckungsreise –

Leibsein ist die Grunderfahrung unseres Lebens, unseres „In der Welt-Sein“. In der Arbeitsgruppe wollen wir diese Seite unseres Seins in den Mittelpunkt stellen.

Durch Körperübungen werden wir neu erfahren, wer wir *leibhaftig* sind:

Für uns selbst, für andere und miteinander, in den Begegnungen mit Menschen im Gefängnis und vor Gott. Dabei werden wir leibliche Erfahrungen (Ablehnung, Zuwendung, Wertschätzung,...) erinnern und an den Erfahrungen anderer teilnehmen.

Wir wollen mit uns selbst und mit anderen in Kontakt treten, unseren Bewegungsspielraum ausloten, Begrenzungen spüren und zulassen.

In einer kleinen bibliodramatischen Einheit können wir wichtige Komponenten seelsorgerlicher Arbeit erleben und wieder entdecken: aufmerksam werden – sehen/ (mit)fühlen/ angerührt werden – berühren/ sich lösen – loslassen können.

Für diese Gruppenarbeit ist die Bereitschaft wichtig, sich zu bewegen und bewegen zu lassen – zu Musik, in Geste und Berührung – mit Leib und Seele.

Gruppenleiter: Frank Puckelwald, Spiritual der Stiftung „Das Rauhe Haus“, Hamburg

Co-Leitung: Friedemann Preuß, JVA Bützow/Meckl.

Maximal 15 TeilnehmerInnen

10. An die Grenzen gehen ...

... im Hochseilgarten Malente

In einer außergewöhnlichen Situation wollen wir unsere physischen und psychischen Grenzen ausloten. Oder - wie es der Veranstalter formuliert - „den Horizont unserer Möglichkeiten neu entdecken“. Mitreißende Erlebnisse und intensi-

ve Erfahrungen – Angst sich zu überwinden, Freude über die eigene Leistung, Auseinandersetzung mit dem Team, aber auch Stolz, gemeinsam etwas geschafft zu haben – sind geradezu „vorprogrammiert“. Geschulte SicherheitstrainerInnen begleiten uns. Im Anschluss werden wir uns über das Erlebte austauschen. Wir werden uns bereits in der Mittagspause auf den Weg begeben. (ca. 25 Minuten Autofahrt, die Fahrtkosten werden durch die Teilnehmenden übernommen.)

Leitung: Detlef Seibert, JVA Billwerder und Gernot Tams, JVA Fuhsbüttel

Maximal 8 TeilnehmerInnen

Tagungskosten für Mitglieder der Konferenz

Einzelzimmer mit Nasszelle 295,- €

Einzelzimmer ohne Nasszelle 275,- €

Doppelzimmer mit Nasszelle 245,- €

Die Preise enthalten den Tagungsbeitrag und Vollpension.

Die Anmeldung gilt nur mit Eingang der Überweisung des Teilnehmerbeitrags als verbindlich!! Entsprechend dieser Reihenfolge erfolgt die Vergabe der Zimmer. Bitte vermerken Sie Ihren Zimmerwunsch auf der Anmeldung. (Einzelzimmer sind nur begrenzt verfügbar.)

Kosten für die Exkursion nach Lübeck:

Fahrt (mit Reisebus) : 10,- €

Fahrt und Stadtführung: 15,- €

Fahrt und Kirchenbesichtigung: 15,- €

Anmeldung

Ihre Anmeldung mit dem gesondert beiliegenden Anmeldeformular schicken Sie bitte bis **spätestens 14. April 2009** an: **Jan Borowski**

Holstenglacis 3 - 5

20355 Hamburg

Tel.: 040/ 428 29 257

Mail: jan.borowski@justiz.hamburg.de

Den **Teilnahmebeitrag** und gegebenenfalls die **Exkursionskosten** (auch wenn diese privat abgerechnet werden müssen) **überweisen** Sie bitte auf das Konto der

Ev. Konferenz für Gefängnissozialarbeit,

Evangel. Darlehensgenossenschaft e.G., Kiel

Kt.-Nr. 141 100

BLZ 210 60 237

Kennwort: Jahrestagung 2009 und Ihr Name

Es erfolgt keine weitere Teilnahmebestätigung. Falls eine kirchliche oder staatliche Kasse den Tagungsbeitrag bezahlt, bitte bei der Überweisung vermerken lassen, für wen bezahlt wird.

Tagungshandy: 0178 / 20 54 753 (ab Montag, 11.5., 8.00 Uhr)



Einige „Nordlichter“ bei der diesjährigen Tagung der AG Frauenvollzug
Von links: Gunhild Warning, Burkhard Beyer, Hanna Hirt

Anreise

Der Zug auf der Bahnlinie Lübeck-Kiel fährt stündlich den Bahnhof Plön an. Dort steht jeweils 10 – 15 Min. nach Zugankunft der Bus der Linie 360 G bereit. Bis zur Ausstiegshaltestelle „Koppelsberg“ sind es dann noch 7 Min. Fahrzeit. Vorsichtshalber hier auch noch zwei **Taxi-Rufnummern**: Wolf Taxi 04522/3535 oder Taxi Martens 04522/ 744 244

Mit dem Auto erreichen Sie uns wie folgt: Aus Richtung Autobahn A1 fahren Sie auf der B 76 über Eutin nach Plön. In Plön fahren Sie links ab auf die B 430 Richtung Neumünster bis zum Koppelsberg (nach dem Ortsausgang Plön). Es gibt zwei Einfahrten in das Gelände. Bitte nutzen Sie die Zufahrt, die mit dem Wegweiser "Ev. Jugend-, Freizeit- und Bildungsstätte" gekennzeichnet ist (nicht die an der Ampel gegenüber der Kapelle). Diese Straße führt zur Rezeption der Ev. Jugend-, Freizeit- und Bildungsstätte. Aus Richtung Kiel fahren Sie über die B 76 nach Plön. In Plön biegen Sie rechts ab auf die B 430 Richtung Neumünster (weiter siehe oben). Aus Richtung A 7 fahren Sie über Neumünster auf der B 430 Richtung Plön. Nach Ascheberg, noch vor dem Ortseingang Plön, erreichen Sie den Koppelsberg (weiter siehe oben). Aus Richtung A 21 fahren Sie ab Bornhöved auf der B 430 Richtung Plön. Nach Ascheberg, noch vor dem Ortseingang Plön, erreichen Sie den Koppelsberg (weiter siehe oben).

"Bedenken, dass wir sterben müssen"

Ein Beitrag zu einem veränderten Umgang mit Sterben und Tod hinter Gittern

Von Dr. Rolf Stieber

"So richtig ist das noch gar nicht zu begreifen, dass wir heute hier in dieser Kirche zusammengekommen sind, um Abschied zu nehmen von Herrn B. Sein Tod liegt schon einige Tage zurück, und in der Zwischenzeit haben viele Gespräche stattgefunden, die sich mit seinem Sterben und Tod befassen, im Haus II, im Lazarett, in kirchlichen Gruppen. Und doch: Wenn wir heute hier die Urne mit seiner Asche vor uns sehen, dann kann unser Herz wohl sehr unruhig werden und unsere Gedanken fangen an zu rotieren: Was bleibt von einem Menschen, was bleibt von Herrn B., was bleibt von mir? "Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden" -- heißt es im Psalm 90 (Vers 12)"

So begann die Abschiedspredigt im Trauergottesdienst für Herrn B. Da ist ein Mensch gestorben, der weit über die Hälfte seines Lebens im Gefängnis zugebracht hat, viele Jahre davon in der JVA Werl, der größten geschlossenen Haftanstalt in Westfalen mit höchster Sicherheitsstufe. Die letzten Jahre lebte Herr B. dort in der Sicherungsverwahrung. Sterben hinter Gittern führt immer zu Unruhe, die vom Verwaltungsapparat nicht selten und wohl nicht zu unrecht gefürchtet wird: Was da alles aufbricht an Aggressionen und Ängsten.....!?? Die Art und Weise, wie Krankheit, Sterben und Tod von Herrn B. in der Werler Anstalt wahrgenommen und wie darauf eingegangen wurde, zeigen aber, dass diese Unruhe auch eine heilsame sein kann. Dann nämlich, wenn die letzte Lebensphase eines Gefangenen nicht vorrangig als Verwaltungs- und "Entsorgungs"-problem behandelt wird, sondern eingebunden ist in eine humane Abschieds- und Sterbekultur. "Wie gehen wir mit der Niederlagenseite des Lebens um, mit der Schattenseite, wie gehen wir mit der Erfahrung von Grenze um?

Können wir sie annehmen und hineinnehmen in unser Leben? Hier könnte ja auch etwas wachsen und entstehen, etwas wie Mitgefühl, Nähe, Kreativität. Hier könnten wieder Zeichen und Riten aufblühen, die unserem Leid eine Gestalt geben und es so ausdrücken, aber auch eingrenzen, so dass wir es bearbeiten können." (W. Pisarski, Anders trauern -- anders leben, München 1993, S. 70) Dass so etwas auch unter den Bedingungen der Haft möglich ist -- davon will ich erzählen, weil gelungene Beispiele oft inspirierender sind als die Beschreibung von Defiziten.

Der veränderte Umgang mit Sterben und Tod gewann nicht erst in dem Augenblick des Ablebens von Herrn B. Gestalt, sondern schon davor. Nicht unwesentlich dafür dürfte sein, dass in der JVA Werl das Thema "Sterben im Vollzug" seit geraumer Zeit immer wieder zur Sprache kommt, insbesondere durch die beiden Fachtagungen dazu in der evangelischen Akademie Iserlohn. Fasst man die verschiedenen Aspekte dieser sich langsam herausbildenden Abschieds- und Sterbekultur zusammen, so geht es dabei darum, "Trauerräume" zu eröffnen. Damit sind Chancen und Möglichkeiten gemeint, allein und/oder in Gemeinschaft sich mit der Realität des Sterbens, auch des eigenen, auseinandersetzen zu können und dabei eine hilfreiche Begleitung zu erfahren, so dass ein Annehmen der eigenen Endlichkeit und ein Einwilligen ins Sterben menschenmöglich werden können.

"Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden" --- ist das möglich? Kann ein Mensch in der tiefsten Krise seines Lebens klug werden, das heißt: reifen, Einsicht gewinnen, Frieden finden mit sich und seinem Gott?

Herr B. hat gezeigt, dass das möglich ist! Wer näher mit ihm zu tun hatte, konnte spüren, wie ihn die Krebserkrankung verändert hat, von der er seit etwa einem Jahr wusste. Dieser kleine, drahtige Mann, mit Leib und Seele Handballer, er erlebte, wie sein Körper immer mehr verfiel, und zugleich wurde er in seinem Geist und in seiner Seele immer klarer und stärker. Als die erste Diagnose kam: Krebs! -- Da wollte er kämpfen. Da war bei ihm gar nicht die Rede davon, aus der Sicherungsverwahrung herauszukommen. Er wollte kämpfen, um den Krebs zu besiegen und gesund zu werden, um wieder im Lazarett arbeiten zu können. Erst vor der dritten Operation hat er gesagt, er wolle noch sehen, dass er rauskomme, er wollte noch die Natur genießen, Wald, Wiesen, ein Picknick,

einen frischen Paprikasalat. Er wusste da schon, dass er nur noch kurze Zeit zu leben haben würde. Er sollte in ein Pflegeheim in Werl gehen, um mit den Menschen in Kontakt bleiben zu können, die ihm wichtig waren. Das war vorbereitet, aber dann kam eine Lungenentzündung und er hatte nicht mehr die Kraft, sich gegen den Tod zu wehren. Der Tod richtet sich nicht nach unseren Plänen und Verwaltungsabläufen.

Wir Seelsorger waren zwei Stunden vor seinem Tod noch bei ihm im JVK Fröndenberg. "Es geht nicht mehr lange", sagte er und erzählte, dass ihm all das durch den Kopf ging, was er in seinem Leben verkehrt gemacht hatte, was er anderen und auch sich selbst angetan hatte. Aber er sagte es ohne Bitterkeit. "Ich habe Frieden gefunden, mit mir und mit Gott", und das war nicht dahergesagt, sondern war tief in seinem Herzen gereift. Wir haben mit ihm gebetet und er empfing die Sterbesakramente. Die Krankenschwester, die ihn versorgte, sagte, es sei ihr fast unheimlich, wie klar und gefasst Herr B. dem Tod ins Auge sah. "Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden" -- der Verstorbene hat in seinem letzten Lebensjahr eine große Klarheit über sein Leben gewonnen. Er hat erkannt, wie einsam er war über lange Zeiten seines Lebens und dass das auch ein Grund war für seine Straftaten, die ihn mehr als sein halbes Leben ins Gefängnis gebracht haben. Er hat entdeckt, dass er viele Jahre und Jahrzehnte unfähig war, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen -- und dass er eben alleine nicht fertig wurde mit den Problemen seines Lebens. Zu seiner eigenen großen Überraschung merkte er, als er im letzten Jahr einige therapeutische Gespräche hatte, dass es ihm gut tat, zu reden, über sich, über Gründe und Abgründe seines Lebens. Er erkannte, wie viele Chancen er ausgelassen hatte, auch Chancen im Vollzug, weil er nach einigen schlechten Erfahrungen völlig dicht gemacht hatte. Herr B. erkannte den "Trümmerhaufen" seines Lebens -- und gerade das wurde für ihn ein Ort der Erkenntnis. Er ist als Mensch gereift in diesem Jahr, --- und was er wirklich bedauert hat war, wie er sagte, dass er 59 Jahre alt werden musste, um zu begreifen, worauf es im Leben ankommt."

Sicher hat diese Reife, die der Verstorbene in seiner letzten Lebensphase gewonnen hat, zu-

nächst mit ihm und seiner Persönlichkeit zu tun, insbesondere auch mit religiösen Erfahrungen aus der Kinder - und Jugendzeit, die dann lange Jahrzehnte in ihm verschüttet waren, nun aber noch einmal neue Kraft entfalteten. Dass sich Herr B. aber so konstruktiv mit seiner Erkrankung und seinem bevorstehenden Tod auseinandersetzen und sie in sein Leben integrieren konnte, war auch möglich, weil er überhaupt die Chance erhielt, sich allein oder mit anderen damit zu befassen:

Er bekam vom medizinischen Dienst eine klare Diagnose, nicht wie ein nasses Handtuch um die Ohren geschlagen, sondern in einem gewachsenen, engen persönlichen Kontakt mitgeteilt.

Die Mitarbeiter des Lazarets haben sich viel Zeit für Gespräche mit ihm genommen und ihn sogar im JVK Fröndenberg besucht. Auch zu einigen Abteilungsbeamten im Haus II (Sicherungsverwahrung) hatte er guten Kontakt und erfuhr von ihnen Zuwendung und konkrete Hilfe bei der immer schwieriger werdenden Bewältigung des Haftalltags.

Abtransport einer Leiche per Sackkarre?

Ein Leserbrief

Am Montag, den 6.8.2007, befand ich mich und noch andere Insassen – einige vom A/B-Kommando, von der Gärtnerei und Malerei – an der Stirnseite von der TA I/D-Flügel.

Vor dem Gebäude war ein grüner Kombi mit der Aufschrift „Gerichtsmedizin“ geparkt. Der Eingang zum Haus I und die anschließenden Flügel standen weit offen. Des Weiteren war die gesamte Beleuchtung der Flure eingeschaltet. Zu unserem Erstaunen stand kein Beamter in diesem Bereich, um diesen Eingang abzusichern. Dann kamen zwei Bedienstete mit einer Sackkarre aus dem Gebäude und fuhren die Sackkarre an die Rückseite des grünen Kombis der Gerichtsmedizin.

Auf der Sackkarre befand sich meines Erachtens eine Leiche. Das Top war dunkel, als ob es die Haare des Toten gewesen wären. Anschließend bugsiierten sie den in einen grauen Planensack gerollten bzw. eingeschlagenen Gegenstand in den Kombi. Wir haben uns sehr gewundert, dass kein Anstaltsalarm ausgelöst wurde, wie es sonst bei solchen Aktionen üblich ist.

Wir waren wie gelähmt. Erst im Nachhinein ist mir bewusst geworden, welchen menschenunwürdigen Eindruck diese Prozedur bei mir hinterlassen hat.

Name der Redaktion bekannt.

Gefunden in: der lichtblick, Anstaltszeitung der JVA Tegel, 4/2008, Seite 25

Er hatte durch alle Tiefen und Höhen hindurch eine kontinuierliche seelsorgliche Begleitung, die selber wiederum im engeren Kontakt zum medizinischen Dienst stand. Im geschützten Rahmen seelsorglicher Verschwiegenheit konnte alles zur Sprache kommen.

Er hatte, entstanden über kirchliche Gruppen in der JVA Werl, Kontakt zu einigen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die ihm von "draußen" vermittelten: "Uns ist es nicht egal, wie es um Dich steht!"

Herr B. konnte in den letzten Wochen hin- und herpendeln zwischen seinem Wohnbereich in der SV und dem Lazarett. So blieb er sowohl in seinem vertrauten Umfeld mit der Unterstützung seiner Kollegen als auch in der angstnehmenden engen Verbindung zum Arzt und dem Pflegepersonal.

Zwei externe persönliche Bekannte (Betreuer und Ordensschwester) konnten Herrn B. -- und das war ein Tabubruch -- im Haftbereich aufsuchen, als er nicht mehr in der Lage war, zum Besuchsraum zu kommen. ("Wir können doch nicht Tagungen zum Thema 'humanes Sterben im Vollzug' machen, und wenn dann der Ernstfall eintritt, machen wir wieder alles so wie immer!", so Anstaltsleiter Michael Skirl).

Er erfuhr von den Mitverwahrten und Mitgefangenen eine große Hilfe und Unterstützung, die von materieller Hilfe über das Reinigen des Hafttraumes bis zu geduldigem Zuhören und miteinander Sprechen reichte. Da Herr B. über seinen Zustand offen redete, ermöglichte er seinen Kollegen, sich mit dem hochgradig angstbesetzten Thema Krankheit und Sterben im Knast auseinander zu setzen.

So hatte der "geöffnete Trauerraum", in dem Herr B. mit seinem bevorstehenden Sterben zu leben gelernt hatte, schon zu seinen Lebzeiten Auswirkungen auf die Mitverwahrten und Mitgefangenen, die mit ihm im Kontakt waren. Als er dann starb, wurde deutlich, dass sie nun selber einen "Trauerraum" brauchten, um mit dem Erlebten und ihren Gefühlen umgehen zu können. Herr B. starb im JVK Fröndenberg, weil die medizinische Ausstattung des Werler Lazaretts an ihre Grenzen gekommen war. Da keine Angehörigen ausfindig zu machen waren, die für die Beerdigung zuständig gewesen wären, hätte Herr B. ein Sozialbegräbnis bekommen, was in der Kommune Fröndenberg heißt: eine anonyme Urnenbestattung, in aller Regel ohne Trauerfeier, von einer Teilnahme von Mitverwahrten ganz zu schweigen. Dass Herr B. so "seelenlos entsorgt" werden sollte, dagegen erhob sich

Protest der Mitverwahrten. Zuviel war in den Begegnungen mit dem Verstorbenen passiert, als dass nun so ein Schlusstrich gezogen werden konnte. Es bildete sich sehr spontan eine Initiative, die eine würdigere Verabschiedung und Bestattung in Werl erreichen wollte, dem Ort, an dem Herr B. so lange gelebt hatte. Dabei schwebten natürlich auch eigene Angstprojektionen mit: "Was wird denn mal aus mir, wenn ich während der Sicherungsverwahrung versterbe? Werde ich dann auch so auf irgendeiner 'Wiese' verscharrt und entsorgt?" In Gesprächen mit den Kommunen in Fröndenberg und Werl zeigte sich, dass die einzige Möglichkeit einer Bestattung in Werl darin bestand, auf dem dortigen Friedhof ein Urnengrab zu kaufen. Aber: Wer sollte das bezahlen? Die Kosten des Grabes hatten die Höhe des Jahresetats der evangelischen Seelsorge! Die Verwahrten sammelten Geld, unter sich, die Bediensteten und Fachdienstmitarbeiter im Bereich der Sicherungsverwahrung beteiligten sich, ebenso die des Lazaretts. Externe Mitglieder der kirchlichen Gruppen, die Herrn B. aus seiner Zeit als katholischem Küster kannten, steuerten Geld bei, ebenso mitgefangene Sportkameraden. Das Konto des katholischen Seelsorgedienstes diente als Depot. Der notwendige und Notwendende Betrag kam zusammen.

"Am Montag werden wir die Urne mit der Asche von Herrn B. auf dem Werler Friedhof beisetzen. Möglich wurde das durch eine große Bewegung der Anteilnahme und Solidarität im Haus II und im Lazarett, von Mitgefangenen und Bediensteten, wie ich sie so noch nicht erlebt habe. Das ist gut und ein wichtiges Signal.

"Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden" -- die letzten Tage haben gezeigt, dass das geht, dass das auch unter den Bedingungen eines Gefängnisses geht -- für den Verstorbenen und für andere."

Diese ganz praktisch gelebte Solidarität war eine wichtige Hilfe, mit den eigenen Gefühlen der Trauer und Ohnmacht umzugehen. Aber das reichte noch nicht. Da, wo ich Erfahrungen des Sterbens und des Todes in ihrer tief verunsichernden Kraft an mich heranlasse, da brauche ich Riten und Rituale, um damit fertig zu werden. Die kirchliche Trauerfeier ist so ein Ritual, das Gesten, Sprache und Symbole bietet für die seelische Verarbeitung der Trauer. Hätte die Trauerfeier aber auf dem Werler Friedhof

stattgefunden, hätte kaum einer der Menschen daran teilnehmen können, die mit Herrn B. so lange zusammen gelebt haben. So entstand die Idee, die Trauerfeier in der Anstaltskirche durchzuführen. Da es so etwas in der fast einhundertjährigen Geschichte der JVA Werl noch nicht gegeben hatte, gab es natürlich keinerlei organisatorische Erfahrungen. Die Anstaltsleitung unterstützte das Vorhaben, auch als klar war, dass eine stattliche Zahl von externen Personen teilnehmen würde. Letztendlich haben an dem ökumenischen Trauergottesdienst etwa 50 Gefangene und Verwahrte, Bedienstete und Fachdienstmitarbeiterinnen und -Mitarbeiter sowie 30 Personen von "draußen" teilgenommen. Auch die, die zunächst mit einer gewissen Skepsis dabei waren, haben es im Nachhinein als eine bereichernde Erfahrung erlebt. Es war ein gemeinsames Bedenken, dass wir sterben müssen, ein eröffneter gemeinsamer "Trauerraum", der die realen Unterschiede zwischen den Gottesdienstbesuchern nicht aufhob, aber doch relativierte. In dieser Situation, in der Sterben und Tod eines Menschen ernstgenommen und gewürdigt wurden, konnte auch die Botschaft des christlichen Glaubens von einer Hoffnung über den Tod hinaus ausgesprochen werden. Das gemeinsame Kaffeetrinken hinterher -- also die ritualisierte, aber eben doch ganz "handfeste" Rückkehr in den Bereich des Lebens, gehörte zu dieser Botschaft hinzu.

Gewiss ist es so, dass es keine Gewähr dafür gibt, dass ein Mensch, wenn er die Gelegenheit dazu bekommt, sich mit seinem bevorstehenden Sterben auseinander zu setzen, zu einem inneren Einklang mit seinem Lebensende findet. Gewiss ist es auch so, dass Trauerrituale nicht alles auffangen können, was an Gefühlen der Trauer, Ohnmacht und Angst angesichts des Sterbens eines Mitmenschen aufbricht. Gewiss ist aber auch, dass es organisatorische und emotionale Rahmenbedingungen gibt, die einen konstruktiven Umgang mit Sterben und Trauern erschweren oder gar blockieren -- für ein Individuum und für eine Gruppe. Daher gehört es meines Erachtens zur Fürsorgepflicht des Straf-

vollzuges, lebensbedrohlich erkrankten und sterbenden Inhaftierten sowie denen, die mit ihnen zusammenleben und zusammenarbeiten, Trauerräume zu eröffnen, um in lebensdienlicher Weise einüben zu können, mit der Realität von Krankheit, Sterben und Tod (im Gefängnis) umzugehen.

Natürlich gab es in der großen Anstalt auch Stimmen, die das alles für völlig überflüssig und absurd hielten. Damit muss und kann man leben. Umso besser, als insgesamt deutlich geworden ist, dass ein veränderter Umgang mit Sterben und Tod hinter Gittern sehr wohl möglich ist, wenn verschiedene Dienste mit Rücken- deckung der Leitung bereit sind, neue Wege zu gehen. Die Ereignisse um das Sterben von Herrn B. haben gezeigt, dass sich dabei die berechtigten Belange von Verwaltung und "Sicherheit und Ordnung" sehr wohl mit dem verbinden lassen, was die (Pastoral-) Psychologie an notwendigen Trauerverarbeitungsprozessen erkannt hat. Die machtvollen Gefühle der Angst und der eigenen Ohnmacht, die tiefgreifende Verunsicherung, die die Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit bewirkt sowie die offenen und verdeckten Aggressionen, die sich mit dem Sterben im Gefängnis verbinden -- das alles braucht zur Verarbeitung Orte, an denen diese Emotionen legitim erlebt werden können. Orte auch, an denen eine Sprache eingeübt wird, in der sich das Erlebte und das Befürchtete ausdrücken kann. Zahlreiche Gespräche mit inhaftierten oder verwahrten Männern in den Tagen und Wochen nach der Trauerfeier haben das bestätigt. Werden solche Trauerräume nicht zur Verfügung gestellt, werden diese mächtigen Gefühle abgeschoben ins Halb- oder Unbewusste und brechen sich dann zu anderer Zeit und zu anderer Gelegenheit Bahn -- woran niemandem im Gefängnis gelegen sein kann.

Dr. Rolf Stieber ist Pfarrer an der JVA Werl. Der Aufsatz erschien im Jahr 2005 in der Zeitung für Strafvollzug.

Studienreise für Bedienstete der JVAen Weiterstadt, Butzbach, Giessen und Frankfurt/ Main IV nach Estland

Ein Bericht von Martin Faber

1. Die Idee zur Studienreise

Seit dem Jahr 1994 bieten die evangelischen Gefängnisseelsorger/in Barbara Zöller, Martin Faber (bis 2001 JVA Wiesbaden, seitdem Angehörigenarbeit JVA Butzbach und JVA Weiterstadt) und Dr. Tobias Müller-Monning Studienfahrten für Bedienstete im Justizvollzug an. Diese Reisen verfolgen zwei Ziele:

- das Kennenlernen der Strafvollzugskonzeptionen anderer Länder mit der dazugehörenden Praxis
- die Förderung der Kommunikation zwischen den unterschiedlichen Diensten im Gefängnis und das bessere Verständnis für die dazugehörende Arbeit.

Darum nehmen an den Studienreisen nach Möglichkeit Angehörige des AVD, des Werkdienstes, der Verwaltung und der Fachdienste teil; auch Anstaltsleitung und Abteilungsleitung nahmen teil.

Durch Teilnahme an drei Tagungen der International Prison Chaplains Association (IPCA) in Tallinn (2004), Kanada (2005) und Deutschland (2008) entstand Kontakt zu Verantwortlichen des estnischen Strafvollzuges. Der rasant Umbau von einer Teilrepublik der ehemaligen Sowjetunion zu einem selbstständigen Staat, der inzwischen Mitglied der EU ist, weckte das Interesse, sich darüber zu informieren, wie sich Strafvollzug entwickelt hat. Das estnische Justizministerium in Person des Verantwortlichen für die Seelsorge an Justizvollzugsanstalten, Igor Miller, unterstützte das Vorhaben von Beginn an. Zum ersten Mal konnten MitarbeiterInnen vier verschiedener JVAen teilnehmen.

2. Estland – seine jüngere Geschichte

Amtliche Bezeichnung: Republik Estland

Staatsoberhaupt: Arnold Rüütel

Regierungschef: Andrus Ansip (löste im April Juhan Parts im Amt ab)

Todesstrafe: für alle Straftaten abgeschafft

Statut des Internationalen Strafgerichtshofs: ratifiziert

UN-Frauenrechtskonvention: ratifiziert

Zusatzprotokoll zur Frauenrechtskonvention: nicht unterzeichnet

Bevölkerung 2007: 396200; 37 Prozent der Bevölkerung sind ethnische Russen.

Tallinn (bis 1918 **Reval**) ist die Hauptstadt von Estland. Sie liegt am Finnischen Meerbusen der Ostsee, etwa 80 Kilometer südlich von Helsinki. Die Stadt hat eine schöne, mittelalterliche Altstadt mit Stadtmauer und Türmen, die 1997 von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt wurde. Am 20. August 1991, zur Zeit des Moskauer Putsches, wurde Tallinn nach 1918 erneut zur Hauptstadt eines unabhängigen Estlands, das kurz darauf der UNO beitrug. Seit 2004 ist Estland auch Mitglied der EU und der NATO. Setzte sich die **Bevölkerung** der Stadt aufgrund ihrer Jahrhunderte langen Hansegeschichte früher im Wesentlichen aus Deutschen, Schweden und Esten zusammen, sind heute auch 37 % der Einwohner russischstämmig. Infolge des immensen **Wirtschaftswachstums** und des in manchen Schichten stark gestiegenen Wohlstandes, sind rund um Tallinn innerhalb weniger Jahre riesige Neubaugebiete entstanden. Ende April 2007 kam es in Tallinn durch Krawalle und Plünderungen hauptsächlich russischstämmiger Jugendlicher zu den stärksten **Unruhen** seit dem Zerfall der Sowjetunion. Grund dafür war die von estnischen Behörden nach längerer vorheriger Ankündigung am 27. April 2007 veranlasste Umsetzung eines Denkmals für die Rote Armee von seinem ursprünglichen Standort im Stadtzentrum auf einen Militärfriedhof. Die Esten verbinden dieses Denkmal eher mit der sowjetischen Okkupation als mit der Befreiung von der nazideutschen Besetzung im Zweiten Weltkrieg, der das Denkmal gewidmet ist (und die es für Russen und die russische Minderheit in Estland symbolisiert).

3. Die Zusammensetzung der Gruppe

Mit einer Maschine der Fluggesellschaft Estonian Airlines brachen am Mittwoch den 24. September die Gruppe von 32 MitarbeiterInnen

der genannten JVAen von Frankfurt nach Estland auf. Neben der Anstaltsleiterin der JVA Ffm IV waren der Sozialdienst (3), der Werkdienst (4), der psychologische Dienst (2), der AVD aus Stationsdienst, Kammer, Küche sowie Verwaltung (16) und die ev. Seelsorge (3) aus den vier Anstalten vertreten. Am Flughafen in Tallinn wurde die Gruppe vom Chaplain General des estnischen Vollzuges, Pastor Igor Miller begrüßt. Untergebracht war die Gruppe auf Vermittlung des Justizministeriums zu besonderen Konditionen im Hotel L'Hermitage im Zentrum Tallinns in Doppel- und Einzelzimmern. Der Transport war vom estnischen Justizministerium im Reisebus zur Verfügung gestellt. In Estland wurden wir von Pastor Christian P. während des gesamten Programmes begleitet. Die TeilnehmerInnen der Reise erhielten für die Reise Dienstbefreiung. Die Kosten haben sie selbst getragen. Die JVA Weiterstadt hat die Studienreise aus ihrem Fortbildungsetat mit 500,- € unterstützt.

4. Das Programm

Mittwoch: gemeinsames Essen im Restaurant
Donnerstag: Besuch des Gefängnisses in der Universitätsstadt Tartu

Freitag: Besuch des Gefängnisses in Tallinn, Empfang und Gespräch im Estnischen Justizministerium

Samstag: Stadtführung in Tallinn mit dem Besuch zweier Museen

In den Gefängnissen in Tartu und Tallinn war die Gruppe jeweils zum Mittagessen eingeladen. In beiden Gefängnissen hatten jeweils zwei Personen die Erlaubnis zu fotografieren.

5. Das Gefängnis in Tartu

Nach Angaben der Homepage des estnischen Justizministeriums sind im Gefängnis in Tartu (Tartu Vangla) 925 Personen in 479 Zellen à 10 qm untergebracht, davon 375 Untersuchungshäftlinge und 550 Strafhäftlinge, Männer und Frauen (nur U-Haft). Von den 361 MitarbeiterInnen gehören 269 dem uniformierten Dienst an. Sicherheit wird gewährleistet durch

- 200 Videokameras
- Notrufsystem bei Angriffen auf Bedienstete
- 1 km lange Außensicherung durch spezielle Überwachungssysteme.

Ca. 100 Gefangene erhalten eine Schulausbildung in Zusammenarbeit mit der Erwachsenen-

bildung in Tartu. Das 2002 eröffnete Gefängnis liegt am Rand der alten Universitätsstadt Tartu, besteht aus mehreren lila gestrichenen Betongebäuden auf baumlosen Rasenflächen. In zwei Gruppen erhielten wir unterschiedliche Führungen durch einen Seelsorger der Anstalt und einen uniformierten Bediensteten der Anstalt. Nach dem etwa einstündigen Rundgang und dem Mittagessen fand ein Gespräch mit dem psychologischen und dem Sozialdienst der Anstalt statt.

Untersuchungshaft: An das von einer eigenen Absperrung umgebene U-Haftgebäude sind viele „Freistundenkabinen“ angeschlossen. Nach estnischen Vorgaben sind U-Häftlinge weitgehend zu isolieren. Somit findet die Freistunde in etwa 15 qm kleinen Betonhöfen statt, die oben von einem Gitter abgedeckt sind. Zusätzlich sind das Gebäude und die Höfe tagsüber permanent mit lauter Musik beschallt, um – so die offiziellen Angaben – Kontaktaufnahmen durch Rufen zu unterbinden.

Strafhaft: Hier werden Strafen bis zu Lebenslänglich (LL=25 Jahre) vollzogen. Allerdings hat sich Tartu auf die Behandlung Drogenabhängiger spezialisiert.

Das Strafhaftgebäude ist in mehrere Abteilungen unterteilt, Differenzierung findet nach Beschäftigung oder z.B. in einer „drogenfreien“ Station statt. Auf einer Etage leben je 80 Gefangene. Diese können in ihrer Freizeit die Sportgelände und Sporthalle nutzen. Dort finden auch Kunst- und Musikprojekte statt. Arbeit bzw. Ausbildung (60 Gef.) finden im Holz- und Metallbereich statt.

Prinzipiell sind die Zellen vier Stunden offen neben einer Stunde im Freien.

Tagesablauf: 7.30 Uhr Frühstück, 8.30 Uhr offene Zellen, 12.00 Uhr Mittagessen, 17.00 Uhr Abendessen

Auch in den Strafhaftbereichen ist die Beschallung aus der U-Haft zu hören.

Kirchen und Sportgebäude: Kirche und Sportgebäude sind aneinander gebaut. 4 SeelsorgerInnen besetzen die drei staatlich refinanzieren Stellen (orthodox, lutherisch, baptistisch, methodistisch). Ihnen stehen die Kirche und drei Büroräume zur Verfügung. 10 % der Gefangenen nehmen die Angebote der Kirchen in estnischer und russischer Sprache wahr. Die Kirchenbibliothek und Gruppenangebote als Bibelgesprächs- und Musikgruppen stehen zur Verfügung. Die SeelsorgerInnen empfinden ihre Arbeit als wertgeschätzt und arbeiten mit dem psychologi-

schen und Sozialdienst zusammen. Ein Rabbiner und ein „neuheidnischer“ Seelsorger besuchen Gefangene. Im Sportgebäude besteht ein spezieller Fitnessraum für Bedienstete. Dort wird auch das „Musikprogramm“ für die Beschallung der U-Haft zusammengestellt.

Arbeitsbetriebe und Ausbildungsstätten sind in einem Gebäude untergebracht, in dem das Gespräch mit Sozial- und Psychologischem Dienst stattfand. In Tartu arbeiten im Behandlungs- und Ausbildungsbereich 8 SozialarbeiterInnen, 5 PsychologInnen, 4 SeelsorgerInnen, 2 Freizeitkoordinatoren sowie zwei Ausbildungskoordinatoren. Schulausbildung findet von der 5. Klasse bis zum Abitur statt. Ausgebildet wird zum Schweißer und Tischler/Schreiner. Außerdem gibt es eine Ausbildung in Betriebswirtschaft zur Gründung von Kleinunternehmen. Ausbildungsdauer in der Regel 1 Jahr

Sozial- und psychologischer Dienst sind zuständig für Risikoeinschätzung und Resozialisierungsprogramme. Es gibt eine verpflichtende Teilnahme der Gefangenen an festen, zeitlich begrenzten Programmen, die ihren Ausdruck in vertraglichen Bestätigungen durch Gefangene findet.

- Programme der Suchtbehandlung: z.B. AA – 12 Schritte
- Lebenseinstellungsprogramm mit dem Ziel der Verhaltensänderung (Drogenfreiheit)
- Antiaggressionstraining (10 Treffen mit 10 TN)
- Aggressionssubstitutionstraining: 2 Monate / 2x pro Woche
- Sozialkompetenztraining: 2 Monate / 2x pro Woche
- Erhaltung sozialer Kontakte (Entlassungsvorbereitung) 10 Treffen
- Männer- und Frauengruppen

Der **Psychologische Dienst** benötigt den überwiegenden Teil seiner Zeit zur Risikoeinschätzung und ihrer Verschriftlichung sowie der Krisenintervention. Dem Wunsch nach Therapie und Beratung kann daher nur zeitweise nachgekommen werden. Bestehende Beratungsangebote werden überwiegend von U-Häftlingen wahrgenommen. Eine Psychologin verbindet ihre Ausbildung am musiktherapeutischen Institut in Hamburg mit Angeboten eines Programms zur Förderung der emotionalen Intelligenz und Empathiefähigkeit mit dem Mittel der Musiktherapie.

Insgesamt stellen die MitarbeiterInnen zwei Faktoren für die hohe Straffälligkeit fest:

- 90 % der Straftaten werden unter Alkoholein-

fluss begangen

- die Problematik der fehlenden Väter in sozial schwierigen Verhältnissen.

Sicherheit: Zur Gewährleistung von Sicherheit ist eine spezielle Einsatzgruppe in der Anstalt tätig, die z.B. bei Alarmauslösung zum Einsatzort gerufen wird.

Grundsätzlich gibt es Verhaltensregeln für Gefangene gegenüber Bediensteten. Gefangene müssen mit auf dem Rücken verschränkten Händen vor den Bediensteten herlaufen.

Verschiedenes: Auf einer Krankenstation werden Gefangene ambulant behandelt. Für ernste Fälle steht das Krankenhaus in Tallinn zur Verfügung. Es gibt keinen expliziten offenen Vollzug. Es gibt einige wenige Gefangene, die z.B. zum Studium an der Universität über Tag die Anstalt verlassen können. Zur Beerdigung von Angehörigen werden Gefangene ausgeführt.

6. Das Gefängnis von Tallinn

Das Gefängnis in Tallinn ist ein aus der Sowjetzeit stammendes 1958 eröffnetes Lagergefängnis, in dem derzeit 1150 Gefangene untergebracht sind. 750 Gefangene sind im U-Haftgebäude in 6-Bett Zellen untergebracht. Auch dieses Gebäude ist von außen zur Verhinderung von Kontaktaufnahme beschallt. Wachpersonal auch innerhalb der Anstalt ist bewaffnet. 400 Gefangene sind in vier Sektionen (eingezäunten Häusern) untergebracht. Die Zellen sind tagsüber offen, in den Zellen gibt es kein fließendes Wasser und keine Toilette.

Strafhaft: In den vier Sektionen sind Gefangene unterschiedlicher Beschäftigung bzw. Einschätzung untergebracht: Teilnehmer an Schule, Arbeit und Sozialprogrammen sowie psychisch auffällige Gefangene. Es gibt 5-Bett-Zellen. Ein Gefangener darf fünf Kilo Habe mitbringen, es gibt keine Betreuung im Haus, Telefonapparate hängen auf dem Gang. Im Einkauf darf ein Gefangener höchstens 200,-€ ausgeben. Von verdientem Geld darf der Gefangene Geld nachhause schicken. Geld kann aber auch zur Zahlung von Gerichtskosten sowie für Opferentschädigung verwendet werden.

U-Haft: In den Zellen leben 6 Gefangene. Es gibt eine (franz.) Toilettengelegenheit, die Zellen haben schmale, nicht erreichbare Fenster. Es gibt ein Waschbecken und einen Tisch mit zwei Bänken. Die wenigen Programme finden

wegen der Isolationsvorschriften Zellenweise statt. Täglich findet ein Stunde Hofgang statt. Einmal wöchentlich kann geduscht werden. U-Haft dauert im Durchschnitt ein Jahr. Das Gebäude war ursprünglich eine Fabrik zur Motorproduktion.

Andere Gebäude: Es gibt einen zentralen **Speisesaal** mit Küche, in den die Gefangenen in Kolonnen geführt werden. Die **Kirche** befindet sich als zweite Etage auf der **Sporthalle**. Das Gebäude, speziell die Kapelle wurde im Juli 2007 eröffnet. Die Seelsorger (derzeit drei von 4 zu besetzenden) betreuen auch die außerhalb liegenden Arresthäuser. Es finden vier Gottesdienste pro Woche statt. Auch hier beteiligt sich die Seelsorge an Programmen nach dem Vorbild der Anonymen Alkoholiker. Es besteht eine besondere Konzentration auf die Betreuung der U-Haft. Ein Rabbiner von außen kommt zur Betreuung der jüdischen Gefangenen in die Anstalt.

Sicherheit: Die Bewachung findet durch bewaffnete Bedienstete statt. Sechs Türme sind in Dreistundenschichten besetzt. Die Mauer ist zusätzlich mit Netzen versehen. Kontrollgänge werden mit Hunden durchgeführt. Als Disziplinarmaßnahmen können 1-40 Tage „Karzer“ verhängt werden oder der Einkauf gestrichen werden. Als besonderes Problem wurde vom Anstaltsleiter der Drogenkonsum genannt. Ausbrüche hat es seit 15 Jahren nicht gegeben.

Bedienstete: Die Sollbesetzung im Vollzugsdienst liegt bei 280. Derzeit sind allerdings nur 190 Stellen besetzt, davon 60 im Außen(wach) dienst. Die Bediensteten arbeiten in 12 Stundenschichten im Rhythmus: 3 Tage Arbeit 2 Tage frei. Einstellungsvoraussetzung ist das Abitur. Die Bediensteten erhalten eine Woche Grundausbildung, dann folgt ein Jahr weitere Ausbildung während des Dienstes. Angegebener Verdienst: 1000,- €. Jeder Bedienstete kann sich für Leitungsfunktionen nach dem Ausbildungsjahr weiterqualifizieren. Dies geschieht durch ein vierjähriges Studium an einer Justizfachhochschule mit einem Abschlussdiplom Kriminologie.

Das System Justizvollzug (dargestellt vom Gefängnisdirektor von Tallinn Vangla). Zur Sowjetzeit war der Justizvollzug in das System der militärischen Hierarchie integriert. Heute gibt es im Justizministerium eine eigene Abteilung Justizvollzug. In einer Justizvollzugsanstalt stehen dem Direktor in der Leitung zwei Vicedirektoren,

zuständig für Finanzen und juristische Fragen, sowie der Leiter für Resozialisierungsprogramme und der Leiter der Eingreiftruppe zur Seite. Derzeit sind insgesamt ca 5500 Personen als „Klienten“ im Vollzugssystem

7. Gespräch im Justizministerium

In seiner Begrüßungsansprache hat der Leiter der Abteilung Justizvollzug im estnischen Justizministerium die traditionell freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland betont. Dabei hat er ausdrücklich auf den Vorbildcharakter Deutschlands in Bezug auf die Einführung demokratischer Verhältnisse und den Respekt vor den Menschenrechten hingewiesen. Zuerst hat er einige grundsätzliche Bemerkungen zu der Entwicklung im Vollzug gemacht. Ein Haftplatz für die ca. 3600 Gefangenen (270/100000 Einw.) Gefangenen koste in Estland umgerechnet 30,-€/Tag. Von diesen Gefangenen sind 1/3 Ausländer aus den benachbarten Ländern. Viele Gefangene (auch Esten) seien sgn. russischstämmig, entgegen der gesamtgesellschaftlichen Repräsentanz in der Bevölkerung. Außerdem kündigte er den Neubau weiterer Gefängnisse nach dem Vorbild Tartus an, z.B. soll das Gefängnis in Tallinn 2012 durch ein Gefängnis mit einer Kapazität von 1200 Gefangenenplätzen ersetzt werden. Er bedankte sich für das Interesse der Gruppe und stand auch ausdrücklich für kritische Fragen zur Verfügung. Dabei wurde deutlich, dass innerhalb der deutschen Besuchergruppe unterschiedliche Einschätzungen vorhanden waren. Einer positiven Beurteilung der strengen Isolationspraxis in der U-Haft auch mit den kleinen Freistunden „höfen“ und der Beschallung standen kritische Vorbehalte genau dieser Praxis gegenüber. Bei der Überreichung des offiziellen Gastgeschenkes – einer kompletten hess. Vollzugsuniform – sowie Informationsmaterial aus den hess. Anstalten haben wir uns für die Offenheit und die Begleitung während des Besuches bedankt. Inzwischen gibt es Anfragen aus Estland zum Umgang mit Eingaben und Beschwerden von Gefangenen. Eine Person wird zu einem Praktikum nach Hessen kommen.

8. Kulturprogramm

Am Samstag erhielt die Gruppe von ihrem freundlichen Begleiter eine Stadtführung. Der Weg führte durch die orthodoxe Kathedrale, die lutherische Kirche des Vaters von Christian,

dem Bischof von Tallinn, auf den Platz der Unabhängigkeitserklärung zum Museum der Diktaturen, in der die Gruppe neben der sowjetischen Geschichte auch mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands auf dem Baltikum konfrontiert wurde. Die Möglichkeit intensiver Gespräche innerhalb

der Gruppe aus unterschiedlichen Anstalten und verschiedenen Diensten hat diese Veranstaltung sicher für alle wertvoll gemacht.

Martin Faber ist Pfarrer an der JVA Weiterstadt und Vorsitzender der Evang. Bundeskonferenz für Gefängnisseelsorge

Chefredakteur beim Mitteilungsblatt – wie viel Arbeit ist das?

Das Mitteilungsblatt kommt zur Zeit zwei mal im Jahr raus. Hinzu kommt der Rundbrief des Vorstands im Advent – eine Art „kleines Mitteilungsblatt“. Ein Mitteilungsblatt am Computer zusammenzustellen dauert pro Seite Umfang etwa 20 Minuten. Dieses hier hat um die 50 Seiten, macht also 1000 Minuten, das sind etwa 16 Stunden. Die verteilen sich auf die etwa zwei Wochen „Endspurt“ zwischen Redaktionsschluss und Drucktermin. Lange vor dem Redaktionsschluss gehen schon zahlreiche Artikel ein. Es hilft, wenn man sie im Vorfeld schon einmal liest, korrigiert und eine einfache Formatierung vorbereitet. Dafür benötigt man bummelig eine Stunde die Woche. Es entlastet den Endspurt erheblich.

Artikel muss man reinholen. Dazu ist es wichtig, an den Treffen von Vorstand und Beirat teilzunehmen, und alles, was berichtet, besprochen und entschieden wird, auf die Frage hin abzuklopfen, ob und wie man die Informationen an die Mitglieder der Bundeskonferenz weitergeben kann. Der Chefredakteur hat in den letzten Jahren mit beratender Stimme im Vorstand mitgearbeitet, also an den inhaltlichen Diskussionen und Entscheidungen mitgewirkt. Die Vorstandsarbeit macht Spaß, bedeutet aber auch, dass man zwei mal im Jahr – Anfang Februar und Anfang November - vier Tage unterwegs ist. Und natürlich die Bundeskonferenz selbst, die ist Pflicht. Macht noch eine Woche unterwegs.

Das war es aber auch schon. Wem der Umgang mit Texten nicht allzu schwer fällt, wer etwas

von dem allgemein-journalistischen Anliegen teilt, durch Informationen für Transparenz zu sorgen, wer darüberhinaus Freude daran hat, andere mit ihrem Wissen und ihren Überlegungen zur Sprache (besser: zur Schreibe) zu bringen, hat am Mitteilungsblatt garantiert richtig Spaß!

Zumal man nicht allein arbeitet. Dieter Bethkowski-Spinner ist mit für das Reinholen von Artikeln zuständig, er hat als Schriftführer einen weiten Überblick über die Konferenz. Karin Greifenstein liest regelmäßig schnell und sehr genau Korrektur. Das am Computer fertig gelayoutete Mitteilungsblatt wird per E-Mail zu Frau Roziewski nach Hannover geschickt, die sich komplett um Druck und Versand kümmert. Die Ressourcen, die die Konferenz zur Verfügung stellt, sind der Aufgabe angemessen. Es versteht sich, dass die Konferenz die anfallenden Kosten der Arbeit, auch die Reisekosten zur Teilnahme an den Vorstandstreffen und der Bundeskonferenz, trägt. Für die redaktionelle Arbeit stehen Laptop, Drucker und Scanner mit der nötigen Software – vor allem einem ordentlichen Layoutprogramm (Publisher, leicht zu lernen) zur Verfügung. Sinnvoll wäre die Anschaffung einer Digitalkamera, um auf unseren Treffen die Fotos zu schießen, die das Mitteilungsblatt hinterher verschönern.

Interesse? Noch Fragen? Mailt oder ruft mich gerne an. Bis zum Sommer habe ich Zeit und arbeite den- oder diejenige gerne noch in die Erstellung des Blattes ein.

Ulrich Haag

Situation der Untersuchungshaftgesetze der Länder

Bericht aus der AG-U-Haft

Von Frank Baumeister, Sprecher der AG

Untersuchungshaft ist ein Gradmesser für die Rechtsstaatlichkeit eines Gemeinwesens. Da sie das einschneidendste strafprozessuale Zwangsmittel darstellt, ist die Gestaltung ihrer rechtlichen Rahmenbedingungen in besonderer Weise an den Grundrechten der Betroffenen und am Grundsatz des fairen Strafverfahrens zu messen. Das Prinzip der Unschuldsvermutung, nach dem jeder Bürger/jede Bürgerin bis zu einer rechtskräftigen Verurteilung als unschuldig zu gelten hat, erfordert, dass bereits bei der Verhängung der Untersuchungshaft strengste rechtsstaatliche Maßstäbe angelegt werden und bei ihrem Vollzug jeder Anschein von Strafe vermieden wird.

Seelsorgerinnen und Seelsorger, die in der Untersuchungshaft die gravierenden Konsequenzen der – zumal wenn erstmaligen - Inhaftierung mit zu bewältigen haben, wissen sehr genau um den Unterschied zwischen Realität und Anspruch auch der bisherigen Untersuchungshaftvollzugsordnung. Bereits zu den Entwürfen für ein bundesweites Untersuchungshaftvollzugsgesetz haben die evangelische und katholische Kirche sowie gemeinsam ihre Fachverbände in den Jahren 1996/1997, 1999 und 2004 Stellung genommen. Die grundsätzlichen Erwägungen wie auch die konkret benannten Kritikpunkte der damaligen Äußerungen haben im Wesentlichen ihre Gültigkeit behalten und wurden von der AG U-Haft aufgegriffen, um eine Hilfe für Stellungnahmen von uns Seelsorgerinnen und Seelsorgern zu den zu erwartenden Ländergesetzen anzubieten.

In der Arbeitsgemeinschaft Untersuchungshaft ha-

Text der Musterstellungnahme:
www.gefaengnisseelsorge.de/untersuchungshaft

ben wir eine Musterstellungnahme erstellt. Sie ist auf der Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft U-Haft der Evangelischen Konferenz für Gefängnisseelsorge in Deutschland am 6. und 7.11.2007 sowie am 25./26. November 2008 in Hannover einstimmig angenommen worden. Wir haben in dem Text Bezugsparagrafen weggelassen, da die Themenangabe der angesprochenen Regelungen wegen des Sinnes einer Musterstellungnahme ausreichen dürfte. Hiermit haben alle Regionalkonferenzen in Deutschland das hoffentlich ausreichende Material für Stellungnahmen an der Hand.

In der Vorstands- und Beiratssitzung am 10. und 11. Februar 2009 in Hannover wurde vom Verfahren her deutlich, dass der Übergang der Gesetzgebung im Strafvollzug auf die Länder auch die einzelnen Regionalkonferenzen und Landeskirchen neu fordern wird. Mit der Aufforderung zur Stellungnahme werden die Ministerien jeweils an die Landeskirchen herantreten. Sicherlich ist noch nicht überall geklärt, ob und wie den einzelnen Regionalkonferenzen Texte der Ministerien zugeleitet werden und wie sie in den Prozess der Stellungnahme ihrer Kirchen einbezogen werden.

Im inhaltlichen Bereich kann ich hier nur auf wesentliche Dinge eingehen: Außer der Frage der Religionsausübung (s.u.), die in der bisherigen Untersuchungshaftvollzugsordnung besser geregelt war, geht es um schon lange verhandelte Themen der Besserstellung von Menschen, die noch auf ihren Prozess warten: Wir legen Wert auf mindestens zwei Stunden pro Woche Besuchszeiten statt der familienunverträglichen Mindestregelung von 1 Stunde pro Monat. Die Frage der Arbeit und damit eines wenigstens geringen Einkommens sowie der Taschengeldgewährung seitens der Anstalten zur Verkürzung der Zeit bis zur erstmaligen Bezahlung bedarf aus unserer Sicht dringender Regelung.

Religionsausübung in der Untersuchungshaft

Anders als die Vorschriften des Strafvollzugsgesetzes enthält die noch geltende Untersuchungshaftvollzugsordnung unter Nr. 48 Absatz 2 eine Regelung, die der besonderen Situation Untersuchungsgefangener Rechnung trägt und sich in der Praxis bewährt hat. Danach dürfen die hauptamtlich oder vertraglich angestellten Anstaltsseelsorger/innen die Gefangenen ohne Erlaubnis von sich aus aufsuchen. Zudem sollten Regelungen zur Sicherung des Grundrechts auf ungestörte Religionsausübung in einem Untersuchungshaftvollzugsgesetz eigenständig geregelt werden. Wir bitten daher nachdrücklich darum, von einem pauschalen Verweis auf die Vorschriften zur Religionsausübung des Strafvollzugsgesetzes abzusehen und den Wortlaut der geltenden Regelung der Nr. 48 Absatz 2 der Untersuchungshaftvollzugsordnung, die ausdrücklich das Aufsuchen von Untersuchungsgefangenen ohne Erlaubnis durch hauptamtliche oder vertraglich angestellte Anstaltsseelsorger/innen auch ohne Bindung an die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft zulässt, in Gesetzesentwürfe zur Regelung der Untersuchungshaft aufzunehmen.

Berichtsnotizen von der Jahrestagung der AG Frauenvollzug

Von Karin Greifenstein, Frankfurt

Praha, 19. – 23. Januar 2009 +++ 40. Jahrestag der Selbstverbrennung von Jan Pallach +++ Miroslav führt die früher angereisten TeilnehmerInnen durchs jüdische Viertel in Prag, den Stadtteil Josefov + 5 zu Museen und Gedenkorten ausgestaltete alte Synagogen sowie der alte Friedhof + Jüdisches Leben + Jüdische Geschichte in Tschechien + Kinderbilder aus Theresienstadt + Die Namen, Geburts- und Sterbedaten der ermordeten, tschechischen und mährischen Juden aufgeschrieben auf den Wänden der Pinkassynagoge + Rabbi Löw und der Golem + Die älteste und die schönste Synagoge Europas +++ Es ist Krieg in Gaza und Barak Obama tritt sein Amt an +++ Unser Thema: Roma + Geschichte der Roma in Europa + Sprache. Kultur. Verfolgung + auf dem Boden des ehemaligen „Zigeunerlagers“, sprich KZ, Lety heute eine Schweinezucht + im Stadtteil Smíchov bewegende und würdigende Ausstellung mit Fotografien von in KZs ermordeten Roma und Sinti + keine Namen. ohne Worte + Warum schweigen die Roma? + prekäre soziale Lage der Roma heute + in diesem Jahr Hetzjagden von Neonazis auf Roma an der deutsch-tschechischen Grenze + 40 – 60% der

Inhaftierten in tschechischen Gefängnissen sind Roma + Diskussionen und viel Unerschwelliges + wer sind wir als Deutsche in diesem Zusammenhang? + Roma in unserer Seelsorge, verstehen wir nun mehr? + Dank an unsere Referenten Peter Wagner, Markus Pape, Ladislav Zamboj, sowie an Eva Schaaf und Bim Bastian für die inhaltliche Vorbereitung des Themas +++ Besuch im Frauengefängnis in Světlá + Die Anstaltsleiterin sagt, was wir „wohl nicht gerne hören wollen über die Roma: sie lieben ihre Kinder nicht“ + Gesprächsrunde mit inhaftierten Roma-Frauen + sie sagen, sie lieben ihre Kinder + die meisten inhaftierten Roma sind drogenabhängig + „Was aus Eurer Kultur gibt Euch Kraft?“ „Singen und Tanzen!“ + wir hören die Band proben und geben selber zum Abschied ein Ständchen +++ intensive, kollegiale Intervision + gewachsenes Vertrauen unter uns KollegInnen +++ quasi „kommunitäres“ Leben miteinander + einfache (1-4-Bett-) Zimmer + günstige Restaurants + improvisiertes gemeinsames Essen und Konferieren + Gespräche und Austausch bis tief in die Nacht + tschechische Küche und Kultur + Konzert in der spanischen Synagoge + Jazzkeller + Franz Kafka + die Burg + Besuch in Kutná Hora, Weltkulturerbe, mit St. Barbara Kathedrale auf dem Rückweg von Světlá +++ **Susanne Büttner zur neuen Vorsitzenden der AG Frauenvollzug gewählt** +++ Na shledanou im nächsten Jahr in Heidelberg



Peter Stetzelberger, Christiane Bastian, Eva Schaaf und Burkhard Beyer (von links) vor unserem Quartier im Stadtteil Kobylišy

Prager Impressionen...

Die diesjährige Frauentagung in der Tschechischen Republik werde ich in meiner Erinnerung immer verbinden mit Miroslav und Nadja, Pavel und Elsbjeta. Bei unserer Ankunft in Prag am Sonntagnachmittag wurden wir gastfreundlich abgeholt, obwohl wir doch leicht vom Bahnhof hätten ein Taxi ins Gästehaus nehmen können oder aber mit den öffentlichen Verkehrsmitteln bis an unser Ziel hätten kommen können..



Im Gästehaus der Böhmisches Brüder angekommen, zog Miroslav ein Gläschen Nescafé und ein Päckchen Kaffeesahne aus der Tasche seines Anoraks und sagte in weichem, tschechisch eingefärbtem Deutsch zu uns: „Ihr trinkt doch gerne einen Kaffee, bitte sehr!“

Die Kirche des Gästehauses trägt den schönen Namen „Jakobs Leiter“; neben dem Haus steht ein schmuckloser, stählerner, schmaler Turm mit Rosten, die wie Stiegen in den Himmel angebracht sind und oben hängt ein bescheidenes Glöcklein, das die Stunde schlägt. Unter dem Turm kickten an unserem Ankunftstag koreanische Jungen im schmutzigen Schnee. Mir kam die Szene ein bisschen unwirklich vor, besonders als mir klar wurde, dass in diesem Gästehaus vor der Öffnung der Mauer manche wichtige Begegnung

zwischen Ost und West im Geheimen stattgefunden hatte. Wie anders ist es jetzt: Heute haben die koreanischen Christen, die in Prag leben, arbeiten und sich zur Gemeinde halten, hier eine Heimat gefunden...

Von Beginn an geleitete uns die Familie von Miroslav freundlich und wirkungsvoll durch die Tagung: Nadja, Miroslavs Ehefrau, kam zu uns nach Prag. Sie ist Gemeindepastorin ca. 150 km von Prag entfernt. Mitte der Woche saßen wir dann alle bei Miroslav und Nadja in der Küche ihrer Wohnung in der Prager Innenstadt:

Spontan hatten wir die Einladung zum Mittagessen angenommen und löffelten nun die berühmte tschechische Kartoffelsuppe! Der riesengroße Topf für die Suppe war bei der Nachbarschaft entliehen worden.

Zur Kartoffelsuppe gab es frisches Brot, anschließend türkischen Kaffee und geschnittene Hefeteilchen. Unser Mittagsgebet war der Kanon: „Danket, danket dem Herren!“ Es stellte sich heraus, dass dieses Lied am besten „ging“, als wir gefragt wurden: „Nun, was singen wir?“ Was sind das doch für Schätze, die wir haben, über die viele von uns früher die Augen gerollt haben. Wie gerne singe ich heute mit anderen zusammen einen Kanon als Tischgebet und freue mich, dass es Lieder gibt, die wir gemeinsam „können“.

Am Donnerstag, als wir uns auf den Weg nach Světlá zum Besuch des Frauenknastes begaben, mussten wir uns durch den Prager Verkehr wühlen. In mir stiegen alt bekannte Gefühle auf. Ich sah Miroslavs Auto vor mir mit dampfendem Kühler, sah wie er schnell sein Auto rechts ran fuhr und das statt fand, was ich in früheren Tagen immer „Kühlerballett“ nannte. Die Älteren von uns noch kennen: Hin – und her rennen zwischen den Autos, Orders geben, die Flaschen mit den Wasser zücken.... Wie vertraut und doch seit 20 Jahren nicht mehr erlebt.



Pavel, der Theologie studiert, ist der beste Freund der Tochter von Miroslav Elsbjeta. Sie hatte an dem Tag mit ihrem Studium zu tun und so war er eingespungen, ganz selbstverständlich, hilfreich und unerschütterlich. Er führte den Autokorso an und wusste den Weg ins entfernte Světlá, als Miroslav noch in Prag am Straßenrand stand und dem Motor Kühlung zufächelte.

Diese durch die Familie von Miroslav gewährte Gastfreundschaft werde ich immer mit der Prager Tagung verbinden. Es wirkte wie in früheren Zeiten: Verbindungen werden durch die Familien ermöglicht und Hilfe ist selbstverständlich.

Vielen Dank !

Hanna Hirt

Haftbedingungen in der Bundesrepublik Deutschland.

Öffentliche Anhörung zu Gefängnispolitik und Knastalltag

Tagung des Komitees für Grundrechte und Demokratie 19.-21. September 2008 in Bonn

Ein Bericht von Heike Rödder

Der Bundesvorstand hat mich auf seiner Vorstandssitzung am 19. August 2008 gebeten, die Tagung „Haftbedingungen in der Bundesrepublik Deutschland“ des Komitees für Grundrechte und Demokratie in Bonn zu besuchen. Den Hauptvortrag am ersten Abend hielt ein Vorstandsmitglied des Komitees, Helmut Pollähne, Rechtsanwalt und Kriminologe in Bremen. Er beschrieb die Atmosphäre in den 1970er Jahren als eine gesellschaftlich breit angelegte kritische Auseinandersetzung mit Strafjustiz und Gefängniswesen, die zur Entwicklung von Reform- und Alternativansätzen führten. Hingegen habe gegenwärtig ein entgegengesetzter Trend eingesetzt: Nämlich die Bestrafung als Einschließung und Übelzufügung sei zur Regel geworden. Außerdem seien diverse Strafrechtsverschärfungen erfolgt, im Übrigen häufe sich die Verbüßung bis zur Endstrafe, weil niemand mehr die Verantwortung für Lockerungen (rückläufige Lockerungszahlen) und vorzeitige Entlassungen übernehmen wolle. Hinzu komme, dass der geschlossene Vollzug in der Praxis zum Regelfall geworden sei, obwohl nach wie vor der offene Vollzug vom Gesetzgeber als Regelfall vorgesehen sei. Neben den Tendenzen zur Verbüßung der Haft bis zur Endstrafe sei ebenfalls ein Trend zur dauerhaften Inhaftierung (Sicherungsverwahrung) zu verzeichnen.

Im Forum I „Gefängnispolitik“ beschrieb Johannes Feest, der Leiter des Strafvollzugsarchivs der Universität Bremen, die Folgen der Föderalismusreform: Einerseits sei bisher kein Schädigkeitswettbewerb der Länder zu verzeichnen, weil die Länder sich vor allem am Strafvollzugsgesetz von 1977 orientierten. Trotzdem plädierte er dafür, die Behandlungssillusion aufzugeben und stattdessen auf einer strikten Einhaltung der Menschenrechte zu bestehen. Er schlug die Fixierung von materiellen Mindeststandards (Zellengröße, Personalschlüssel, etc.), geeignete, unabhängige Kontrollmechanismen für den

Alltag im Gefängnis sowie eine radikale Reduzierung von Gefängnissen und Gefangenenzahlen vor. Stattdessen forderte er angemessene ambulante und stationäre Angebote, um wirklich fachgerechte Behandlung zu garantieren. Andererseits musste auch er feststellen, dass bisher Resozialisierung als zentrale Aufgabe des Strafvollzugs gegolten hatte, nun aber als Ziel die Sicherheit der Allgemeinheit gleich- oder höher-rangig gestellt wurde. Hier machte er deutlich, Sicherheit durch Strafvollzug erreichen zu wollen, sei eine Chimäre.

Wolfgang Lesting, Richter am OLG Oldenburg, beschrieb eindrücklich, es gäbe Rechtsschutzprobleme in der totalen Institution Gefängnis, denn durch das Machtgefälle zwischen Vollzugsbehörde und Inhaftierten ergebe sich deren rechtsschwache Position. In der Praxis sehe das so aus, dass ein prozessierender Gefangener einer routinierten und vernetzten Behörde gegenüberstehe, was in vielen Fällen eine Verhinderung von Rechtsschutz durch zeitliche Verzögerung bei Kurzstrafen zur Folge habe. Er führte aus, dass Gefangene eine extrem geringe Erfolgsquote vor Gericht haben, weil die Anstalten die Prozesse in der Regel gewinnen würden. In diesem Zusammenhang sprach er von „renitenten Vollzugsbehörden“: Der Ungehorsam des Vollzuges gegenüber richterlichen Entscheidungen geschehe mit der Rückendeckung der Justizministerien. Darum forderte er, Richterinnen und Richter müssten deshalb gegenüber renitenten Vollzugsbehörden Zwangsmittel anordnen können. In seinem Fazit verlangte er eine Relativierung der Macht der Justizvollzugsanstalten, eine Verbesserung der Gerichtsverfahren (z. B. Beachtung sämtlicher Fremdsprachen, mündliche Verfahren für Analphabeten), unabhängige, machtvoll Beschwerdestellen (Ombudsleute bezeichnete er als „zahnlose Tiger“, die nichts ausrichten können), eine aktive Gegenöffentlichkeit und eine enge Zusammenarbeit mit Nichtregierungsorganisationen. Elke Bahl, Geschäftsführerin der Bremischen Straffälligenbetreuung, beschrieb diverse Formen der Exklusion, durch die das Leben der Inhaftierten vor, während und nach der Inhaftierung gekennzeichnet sei. Vor allem im materiellen Bereich täten sich hier wahre Abgründe auf. Deshalb verlangte sie gezielte politische Arbeit aller, die in diesem Bereich tätig seien, um diesen Missstand zu beheben.

Im Forum II ging es um „Konkrete Haftbedingungen“. Sven Born, Redakteur der Gefangenenzeitschrift „Blickpunkt“ in der Justizvollzugsanstalt Hamburg, musste seine Teilnahme absagen, weil er erst in letzter Minute mitgeteilt

bekam, keinen Urlaub genehmigt zu bekommen. Somit war es auch nicht mehr möglich, Widerspruch einzulegen, um eine Überprüfung des Beschlusses zu erwirken. Dies löste allgemeine Empörung aus und bestätigte die Erfahrungen derer, die in den letzten Jahren eine Verschlechterung der Situation von Inhaftierten beklagten. Miriam Gruß, Richterin am OLG Frankfurt am Main, normalerweise aber in Marburg tätig, beklagte, es gäbe keine Möglichkeit, gerichtliche Beschlüsse durchzusetzen. Zudem seien Strafvollstreckungskammern quasi die „Stiefkinder“ der Richterinnen und Richter, die inzwischen aufgrund der Sparmaßnahmen in mehreren Arbeitsfeldern tätig sein müssten und gar nicht mehr die nötige Zeit zugestanden bekämen, Strafvollstreckungsakten in der angemessenen Gründlichkeit zu prüfen. Denn Akten aus anderen Fachgebieten müssten vorrangig bearbeitet werden.

Klaus Jünschke, Journalist und Sozialwissenschaftler, engagiert sich seit geraumer Zeit im Beirat der Justizvollzugsanstalt in Köln. Dort leitet er eine Gesprächsgruppe mit Jugendlichen in der Justizvollzugsanstalt in Köln und hat mit ihnen auch das Buch POP-SHOP erarbeitet, das Fotos und Interviews mit jugendlichen Inhaftierten enthält. In höchst berührender und beeindruckender Weise stellte er uns seine Gedanken über die Zelle vor, indem er die Gefühle eines Menschen beschrieb, der eingesperrt wird, der zulassen muss, dass seine Tür von außen verschlossen wird und er vollkommen entmündigt selbst die alltäglichsten Gegenstände beantragen und genehmigen lassen muss. Anhand eines historischen Abrisses fragte er, was uns der Raum lehre und wies auf ein asymmetrisches Machtgefälle hin, das an die Beeinflussung von Untertanen der Kaiserzeit bis 1918 erinnere. Folglich stellte er infrage, ob Gebäude aus der Kaiserzeit in der heutigen Demokratie die angemessene Antwort auf Kriminalität seien. Zudem forderte er die Abschaffung der Zelle, zumindest die Einführung einer Klinker, die von beiden Seiten gleichermaßen bedient werden könne und eine eigene Entscheidung zulasse, wann der Haftraum betreten und verlassen werde.

Sebastian Scharmer, der als Rechtsanwalt in Berlin tätig ist, beklagte die Mängelverwaltung, die durch Fehlinvestition der vorhandenen Gelder entstehe, z.B. würde im Bereich Sicherheit investiert anstatt die Bildungsmaßnahmen in angemessener Höhe auszustatten, eine reguläre medizinische Versorgung zu gewährleisten oder den Personalschlüssel etwa im Sozialdienst wieder so anzuheben, dass auch wirklich

Sozialarbeit, die diesen Namen verdiene, geleistet werde. Er beschrieb die Zustände der ihm bekannten Anstalt in Berlin-Tegel: dramatische Überbelegung, die einfach aufgelöst würde in Mehrfachbelegung oder Wohngruppenvollzug (2er- und 4er-Zellen), der Sozialdienst sei auf einer 100 %-Stelle inzwischen für sechzig bis achtzig Inhaftierte zuständig, früher hingegen für vierzig Inhaftierte, was eine persönliche Begleitung noch ermöglicht hätte. Heute werde in der Regel nach Aktenlage entschieden, ohne mit den Inhaftierten Gespräche zu führen oder sie gar regelmäßig über einen längeren Zeitraum zu begleiten. Dies habe eine Zunahme von Suiziden und Todesfällen zur Folge. Ebenfalls beklagte er den Rückgang von Vollzugslockerungen und vorzeitigen Entlassungen.

Als unsere Kollegin Eva Schaaf von meinem Tagungsbesuch erfuhr, bat sie mich, ihren Part des Forums II zu übernehmen. Sie gab mir die wichtige Anregung mit auf den Weg, dort Berichte von Inhaftierten vorzutragen. Dies habe ich aufgegriffen, doch bat der Geschäftsführer des Komitees, Martin Singe, mich um einen eigenen Impuls. Die Berichte der Gefangenen wurden aber in die schriftliche Dokumentation der Tagung aufgenommen, damit sie nachgelesen werden können. Die Teilnehmenden fanden die Stimmen von Gefangenen darin vertreten, dass am Samstagabend im Rahmen einer Lesung Klaus Jünschke Interviews mit Gefangenen aus seinem Buch POP SHOP vortrug. In meinem Impuls beschrieb ich meine Wahrnehmungen von doppelt belegten Zellen von 7,5 qm, in denen häufig zwei Gefangene bei verdunkeltem Fenster im Bett liegen, um der Perspektivlosigkeit des eigenen Lebens in einem Dämmerzustand zu entfliehen. In einer Anstalt mit einer Arbeitslosenquote von 70 % handele es sich um Verwahrhaftung ohne Resozialisierungsmaßnahmen, weil weder Bildungsprojekte noch Arbeit angeboten noch eine schnellstmögliche Verlegung in Anstalten mit entsprechenden Angeboten veranlasst werde.

Der Anstaltsleiter Karl-Heinz Bredlow der Jugendvollzugsanstalt in Iserlohn beschrieb zuerst seine Biografie während seiner Studienzeit am Ende der 1960er Jahre und sein Interesse an den damaligen politischen Entwicklungen. Das Jahr 1977 brachte nach vielen Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen politischen Strömungen sowohl den heißen Herbst wie auch das Strafvollzugsgesetz. Er forderte für den Jugendvollzug eine Öffnung nach außen, um dem Erziehungs- und Bildungsauftrag gerecht zu werden. Darum müsse eine angemessene

sene Organisationsform gefunden werden, denn die derzeitigen seien völlig unzureichend. Er stellte die Kooperation seines Jugendvollzuges mit der Anthroposophischen Universität in Witten dar, obwohl sie kürzlich beendet wurde. Inzwischen gäbe es aber Projekte mit Studierenden der Universitäten in Dortmund und Köln. Im Forum III wurden besondere Haftbedingungen anhand der Erfahrungen von Rechtsanwältinnen mit den Lebensbedingungen von Inhaftierten der Sicherungsverwahrung sowie zu lebenslänglicher Haft Verurteilten beschrieben. Ines Woynar, Rechtsanwältin aus Hamburg, hat sich inzwischen darauf spezialisiert, Inhaftierte zu begleiten, die zu einer Sicherungsverwahrung verurteilt wurden. Sie beschrieb die verschiedenen Unterbringungsformen. Einerseits sei der größte Teil der Sicherungsverwahrten auf Strafhaf stations verteilt. Andererseits könnten sie eine besondere Ausstattung ihrer Räume einklagen, was aber zu einem isolierten und einsamen Leben von einigen Wenigen auf dieser von allen anderen abgetrennten Station geführt habe. Dort sei zwar ein selbständiger Zugang zum Garten möglich, es gäbe ein Aquarium, einen großen Flachbildfernseher, aber der Kontakt zu Inhaftierten der Strafhaf station sei unterbunden. Sechs Sicherungsverwahrte hätten sich auf diese Bedingungen eingelassen, die anderen würden einen Verbleib auf den Strafhaf stations mit den dortigen Kontaktmöglichkeiten vorziehen. Bisher sei im Übrigen eine Klage auf Zuweisung einer kompletten Wohnungsausstattung erfolglos verlaufen. Barbara Klawitter, die als Rechtsanwältin in Hannover tätig ist, betreut Inhaftierte, die zu einer lebenslänglichen Haft oder zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt wurden. Sie beschrieb ihre Erfahrungen mit den Gefängnissen in Hannover und vor allem Celle, wo eine Verurteilung zu lebenslänglicher Haft bedeute, im Gefängnis noch einmal gesondert in einem Gefängnis untergebracht zu sein, zumindest sei der Hochsicherheitstrakt Celle in den letzten Jahren so aufgerüstet worden, dass ein normaler Kontakt zu anderen Inhaftierten und zur Außenwelt nahezu unmöglich geworden sei. Das Prognosezentrum der niedersächsischen Justiz erstelle die Gutachten, nach denen entschieden würde, ob Lockerungen oder Entlassungen erwogen würden. Sie konstatierte deutlich verschlechterte Haftbedingungen für Inhaftierte, die zu langen Freiheitsstrafen oder lebenslänglicher Haft verurteilt wurden. Gabriele Scheffler, Bundesarbeitsgemeinschaft Straffälligenhilfe in Bonn, steuerte eine Beschreibung der Situation von inhaftierten Frauen

zu diesem Forum bei. Sie machte deutlich, dass Frauen oft gravierende Nachteile erfahren, weil sie nur fünf Prozent aller Inhaftierten ausmachen und darum auf ihre besondere Situation angesichts von geringen Zahlen keine Rücksicht genommen werde. Besonders gravierend würde sich dies zeigen, wenn inhaftierte Frauen schwanger seien oder Kinder zu versorgen hätten. Bisher gäbe es keine angemessene Lösung, um sowohl den Müttern wie auch den Kindern gerecht zu werden. Dabei seien ungefähr sechzig Prozent der Inhaftierten auch Mütter, die eigentlich für ihre Kinder sorgen müssten. Der Sonntagvormittag war weitgehend dem Vortrag von Wolf-Dieter Narr, einem Politologen aus Berlin, gewidmet. Er stellte die These auf, Gefängnisse seien abzuschaffen, weil Resozialisierung nicht realisiert würde und somit de facto eine Lüge sei. Der Knast blockiere den Gedanken an eine andere Gesellschaftsform, obwohl alternative Formen des Umgangs mit fehlbaren Menschen dringend benötigt würden. Denn eine totale Beherrschung des Menschen in der totalen Institution sei abzulehnen. Ferner müsse die Umsetzung der Menschenrechte ständig neu erstritten werden, denn die Umsetzung der Menschenrechte und die Verhängung von Freiheitsstrafen schlossen in einer zivilen Gesellschaft einander aus. Ermutigend fand ich auf dieser Tagung, auf eine Vielzahl von Menschen aus unterschiedlichen Bereichen von Gesellschaft und Kirche zu treffen, die den derzeitigen Zustand unserer Gefängnisse unhaltbar finden. Sie konstatierten, es sei einer Demokratie unwürdig, die Resozialisierungsmaßnahmen auszusetzen, um einem Sicherheitswahn zu dienen. Im übrigen hoffe ich, es kommt in naher Zukunft zu einer Vernetzung der Konferenzen der evangelischen und katholischen Gefängnisseelsorge mit anderen Gruppierungen und vielleicht auch Einzelpersonen, die die derzeitigen Missstände ebenfalls kritisch benennen und nach Alternativen suchen, die den derzeitigen Inhaftierten wirklich die nötige, heilsame Unterstützung bieten, um ein Leben frei von Straffälligkeit zu führen.

Heike Rödder ist Seelsorgerin an der JVA Rheinbach und stellvertretende Vorsitzende der Evang. Konferenz für Gefängnisseelsorge

Ich lebe und ihr sollt auch leben

**Beerdigungsansprache für Otto Schramm,
evang. Kirche Kolbermoor am 17. Nov. 2008**

Gehalten von Traugott Simon

Jesus Christus spricht:
Ich lebe und ihr sollt auch leben.
(Johannes 14,19b - Jahreslosung 2008)

Liebe Angehörige unseres Verstorbenen,
Liebe Trauergemeinde!
Dieses Leitwort bedenkend und das Leben von Otto Schramm vor Augen frage ich: Was ist Leben? Was eigentlich macht ein Leben aus? Wenn Otto Schramm jetzt noch unter uns wäre und sich so gefragt sähe, würde er wahrscheinlich lange schweigen oder, wie er es manchmal auf Konferenzen getan hat, halb demonstrativ einschlafen. Aber dann würde er wohl auffahren und uns anraunzen: „Ihr müsst ganz anders fragen: Was ist das Leben für Dich? Worauf soll es hinaus, Dein ganz persönliches Leben? Was trägt Dich? Wovon bist Du überzeugt?“ Otto Schramm ist ein höchstexistentieller Theologe gewesen. Allgemeines Herumphilosophieren hat ihn gelangweilt.
In den Jahren, als er der gewählte Vorsitzende unserer evangelischen Konferenz für Gefängnisseelsorge in Bayern gewesen ist, hat er uns seine Predigtvorbereitungsmethode beigebracht. Einmal im Jahr bereiteten wir nämlich gemeinsam die Sonntagspredigt vor. Er bestand dabei darauf, dass wir neben einem sgn. „exegetischen Leitsatz“ (also neben der Frage: Worauf kam es damals dem Verfasser des Bibeltextes an?) sogleich einen „persönlichen Leitsatz“ formulierten; „Ich bin überzeugt davon, dass ...“ (und dann noch einen Zielsatz für die Predigt- aber darauf kommt es mir jetzt nicht an!). Sehr persönlich setzte er sich mit seinem Glauben auseinander und sorgte dafür, dass wir das mit dem unsrigen auch taten.

Zwei Tage vor seinem Tod hoffte Otto Schramm noch darauf, noch einmal ins irdische Leben zurückkehren zu können. Von einem Aussichtspunkt aus auf die geliebte Voralpenlandschaft zu schauen, sich noch einmal im eigenen ererbten Haus bewegen zu können, das mit all den Erinnerungen verbunden ist an seine Mutter und an seine geliebte Frau Elisa-

beth, Ordnung schaffen, um den Kindern es möglichst leicht zu machen. Das alles zu tun, wäre ihm noch wichtig gewesen.

Doch trieb ihn gleichzeitig und andererseits zutiefst immer wieder der Satz um (er stammt aus der Geschichte vom reichen Kornbauern): „Du Narr, Heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern ...“ (Luk. 12,20) Deine Seele – damit ist in der Bibel fast immer gemeint: Dein Leben, das, was Dein Leben ausmacht. Man wird Dein Leben von Dir fordern .. und was ist dann das Leben? Ein Windhauch, aus und vorbei – oder mehr und anderes als das ?

Wir blicken jetzt auf das Leben unseres Verstorbenen zurück. Es hatte viele Facetten. Es gab vieles an ihm, wofür wir Gott heute danken müssen. Mancher von uns und auch mancher, der heute nicht an dieser Trauerfeier teilnehmen kann, weil er zu weit weg wohnt, hat Beispiele dafür erzählt in diesen Tagen, wie verlässlich Otto Schramm gewesen ist. Oft still, fast immer höchst aufmerksam, ideenreich und kreativ den Menschen zugewandt
Empfindsam und empfindlich, wenn etwas seinem Gerechtigkeitsgefühl zuwider lief, tief gläubig und radikal, also an die Wurzel gehend, fragend, und es gibt auch die Kehrseite der Medaille: Er hat es sich selbst und anderen nicht immer leicht gemacht. Er konnte verschlossen sein und manchmal auch stur. Er hat von seinen Schwächen gewusst. Er hat immer so gelebt und geglaubt, dass er nichts „Besseres“ sein wollte, und dass er auch selber auf Gottes Vergebung angewiesen ist.

Das war Voraussetzung für etwas an ihm, was die Seinen so geschätzt haben: Dass er lernfähig gewesen ist und wandlungsbereit.

An seinem Lebenslauf wird das spürbar:

Er wurde am 4. November 1932 in Kolbermoor von seiner Mutter Hildegard geboren: Sein Vater – auch er hieß Otto Schramm – ist im letzten Kriegsjahr gefallen. Otto Schramm Junior war damals gerade 12 Jahre alt.

Diejenigen unter uns, die damals in Kolbermoor aufgewachsen sind, wissen, wie hart das Leben hier war. Hier erhielt Otto Schramm seine Prägungen für's ganze Leben. Er hat die Siedlung gemocht, in der er aufgewachsen ist. Er hatte Hochachtung vor den alten Torfstechern und ihrer Geschichte. Nach dem Krieg „organisierte“ er, was zu bekommen war, damit die Mutter, die sich selber abschuftete, und die Kinder überleben konnten Die Kinder – das waren er und seine Schwester Hermine, die heute unter uns ist.

Leben, das heißt also in seinem Fall: Verwur-

zelt sein in einer Landschaft, in einer harten Kindheit und daher Solidarität mit denen, die es schwer haben. – Aber es heißt immer wieder auch: Aufbruch zu neuen Ufern, neue Erfahrungen machen, das Bisherige umwandeln in Neues, ohne das Alte zu verleugnen. Der junge Otto Schramm hat frühzeitig viel gelesen. Er studierte dann Theologie in Neuen-dettelsau, Heidelberg und Erlangen. Er musste sich das Studium hart erarbeiten, als „Baraberer“, wie er gerne sagte, also mit der Schaufel in der Hand. – Ein Leben lang ist er nicht abgehoben vom Irdenen. Ein Leben lang hat er das Einfache gesucht, das möglichst Ursprüngliche. So haben es seine Kinder erlebt.

Ja, er hat dann das gefunden, was er wohl als das Glück seines Lebens empfand. Im Alter von 20 Jahren heiratete er seine Elisabeth Bayer, eine Nürnberger Lehrerin. Mit ihr konnte er eine Familie gründen. Vier Kinder kamen zur Welt: Dorothea, Andreas, Hildgard und Phillip. Plötzlich war alles anders: Die „Schramms“ bildeten eine fast klassische Pfarrersfamilie, nach den Vikariatsjahren im Raum München vor allem in der Aufbruchzeit als Pfarrer von Markt Schwaben, 13 Jahre lang von 1962 bis 1975. Solange bleibt man nicht auf ein und derselben Stelle als Pfarrer, wenn man sich nicht wohlfühlt und als gebraucht vorkommt. Noch bis zuletzt war Otto Schramm einzelnen Menschen aus dieser Gemeinde persönlich verbunden.

Noch schien die Pfarrerswelt heil. Aber dieses Bild war nur mit großer Kraftanstrengung durchzuhalten. In Nürnberg kam es dann für ihn und auch für die Seinen zu großen inneren Veränderungen. 1975 hatte Otto Schramm dort die Gefängnisseelsorgestelle angetreten. Zuhören, an Schicksal und Schuld teilzunehmen, das war jetzt seine Aufgabe. Kirchliche Administration und bürgerliche Lebensweise verhiinderten das eher als dass sie halfen, sich wirklich auf den Menschen einzustellen. In dieser Situation nahm er an einer speziellen Seelsorgeausbildung teil, die er als große Hilfe erlebte. Nun kam ihm Gott mit einem Mal gerade aus solchen Menschen entgegen, die er zuvor mit Argwohn betrachtet hatte. – Umso mehr schockierte ihn dann die große Verhaftungsaktion im Jahr 1981, als 141 junge Leute im Nürnberger Jugendzentrum „Komm“ zusammen gefangen und, aus seiner Sicht rechtswidrig quer durch Bayern in die verschiedenen Gefängnisse gesteckt wurden. Ich kann mich noch gut erinnern, wie empört, vor allem aber auch wie niedergeschlagen und doch seelsorglich

höchst engagiert er in dieser Zeit gewesen ist. Er erlebte das als Wendepunkt in seinem Leben. Gleichzeitig wurden seine eigenen Kinder (Kinder in Anführungszeichen, denn Kinder waren sie ja nicht mehr) eigenständig. Trotz vieler Ausbrüche aus dem Gewohnten haben ihn die jungen Erwachsenen als Partner erlebt, der sie niemals fallen ließ. Er sei damals weicher geworden, so haben sie es erlebt. Aber nach außen hin auch härter, möchte ich hinzufügen, meinerwegen auch politischer, politisch bewusster, obwohl es ihm nie um Parteipolitik gegangen ist, sondern immer um die Seelsorge. Er rieb sich an den Machtstrukturen und war doch den einzelnen Menschen, die in diese Strukturen eingebunden sind, zugetan.

Was ist dort im Gefängnis „Leben“? Was geht da ab?

Otto Schramm hat bis zuletzt sehr darunter gelitten, dass er dies, so spürte er es, nicht gegenüber seinen Amtsbrüdern und Amtsschwestern außerhalb der Gefängnisse, seinen Bekannten und Freunden, verstehbar machen konnte. Trotzdem möchte ich gerne einen Gedanken weitergeben, eine tiefe Erfahrung, die Otto Schramm während der Zeit seiner Seelsorge in der JVA Nürnberg dankbar empfangen hat. Immer wieder ist er bei uns Kolleginnen und Kollegen darauf zurück gekommen: Nicht wir bringen Christus ins Gefängnis, nicht wir vermitteln dort das Leben, sondern Christus ist längst vor uns dort. Im biographischen, seelischen und gesellschaftlichen Elend der Gefangenen begegnet dem Seelsorger Jesus Christus, der elend Gekreuzigte selbst. In der Kreativität und der scheinbar oft grundlosen Fröhlichkeit inhaftierter Frauen oder Männer tritt ihm die Lebenskraft des Auf-erstandenen entgegen.

Hier liegt der wahre Grund dafür, dass Otto Schramm fast jedem Gefangenen Respekt entgegenbrachte. Und das wiederum brachte ihm selbst Respekt ein.

Im Jahr 1996 geht Otto Schramm in den Ruhestand. Mit den vielen Erfahrungen auf dem Buckel, die er in der Gemeinde, vor allem aber im Gefängnis gemacht hat, kehrt er hierher nach Kolbermoor zurück. Er konnte es durchaus genießen, jetzt frei zu sein. Z. B. durfte er noch die Konfirmation seiner beiden Nürnberger Enkel Lorenz und Johanna erleben. Oder er erfreute sich am jährlichen Zusammentreffen mit den Emeriti aus der Gefängnisseelsorge auf deutscher Ebene. Geradezu begeistert erzählte er von der wiedererbauten Dresdener Hofkir-

dienst teilgenommen hatte.

Aber das Schwere hat doch wohl überhand genommen. Er sah es als seine Pflicht an, seine Mutter in Kolbermoor bis zu ihrem Tod zu pflegen und ihr so den Dank abzustatten, den er ihr gegenüber empfand. Seine Frau erkrankte und bedurfte seiner Fürsorge. Er musste sie im Juni vergangenen Jahres zu Grabe tragen. Und wie mancher von uns weiß, begleitete er im vergangenen Jahr einen guten Freund intensiv während dessen schwerer Krankheit bis hin zum Tode.

Das alles ging sicher nicht spurlos an ihm vorüber. Verstärkt erfassten ihn die Einsamkeit und wohl auch die Depression. Er konnte das aber schwer herzeigen. Aber es gehörte doch ganz massiv zu seinem Leben. Und bei aller Lebenskraft, die noch in ihm steckte, und trotz seines (manchmal auch galligen) Humors, den er bis in die letzten Lebenstage hinein gepflegt hat – es gehörte auch zu seinem Sterben. Ein schwerer Herzinfarkt streckte ihn nieder. Eine Notoperation, zu der er sich entschließen musste, hat er am Dienstag den 11. November 2008 nicht überlebt. Er starb im Alter von 76 Jahren.

Was ist Leben? Das ist Leben! Das tiefgründige Leben unseres Verstorbenen, das ist Leben. Das Leben im Gefängnis, das Leben der Gefangenen, das ist Leben! Nur – sei es noch so ein persönliches Leben, das alles ist nicht DAS Leben! Weder Otto Schramm noch ein Gefangener noch sonst irgendein Mensch kann von sich sagen, wie der johanneische Christus es tut: „ICH BIN DAS LEBEN“ (11,25;14,6) – und das nicht für mich selber sondern für Euch. Deshalb steht über all dem Leben, das wir betrachteten: JESUS CHRISTUS SPRICHT: ICH LEBE UND IHR WERDET AUCH LEBEN“ „Weil ich mit euch lebe“, sagt Jesus, „DARUM werdet ihr auch leben“ und „darum SOLLT Ihr auch leben, aus dieser Kraft heraus!“

Wir schauen auf Jesus Christus, DAS Leben, so wie es Otto Schramm auch immer wieder getan hat. Über s e i n e n Lebenslauf, s e i n e Per-

sönlichkeit, s e i n e n Charakter wissen wir viel weniger als das, was wir an Otto Schramm erleben durften. Er war halt unseresgleichen. Mehr gibt es darüber kaum zu sagen.

Auch sein Leben hatte offenbar viele Facetten. Lachen und Weinen, Menschzugewandtheit und Abschottung, Glaubensmut und Wut und Verzweiflung, Solidarität und Konfrontation, Freude und Leid und eine gewaltsamer Tod am Kreuz – die ganze Palette! Unseresgleichen! Aber er war zugleich gottgleichen! Gott selber hatte in ihn alles Leben, alle Liebe, sein ganzes Herz hineingelegt. Er – Jesus Christus – akzeptiert, reinigt, adelt unser Menschenleben mit seinem Gottesleben. (vgl. Karl Barth in einer Predigt, die er im Jahr 1955 in der Strafanstalt Basel zu unserem Leitwort gehalten hat, abgedruckt in ders.: „Den Gefangenen Befreiung“, Zürich 1963, 2. Aufl., S 19-27).

Und er ist uns vorausgegangen. Er führt uns durch den Tod hindurch, was immer auch kommen mag. Wir sind nicht allein. Otto Schramm ist nicht allein.

Was ist Leben? Der lebendige Jesus Christus! Das ist Leben! Nein, mehr als das – er ist DAS Leben, für unseren Verstorbenen und für jeden von uns. Kein Tod kann diesem Leben ein Ende bereiten.

Ja, Otto Schramm hat es vorausgeahnt: „DU NARR, HEUTE NACHT WIRD MAN DEINE SEELE VON DIR FORDERN.“ Aber noch viel mehr gilt (und ich hätte ihm das gerne noch gesagt, habe es aber verpasst): „DU GOTTGELIEBTER, HEUTE NACHT WIRD DIR DAS LEBEN NEU GESCHENKT!“

Ich hoffe und bete zu Gott und bin zuversichtlich: Ein anderer, Größerer, hat es ihm gesagt. Und nicht nur davon geredet, sondern hat es vollzogen: JESUS CHRISTUS, der da spricht: „ICH LEBE UND DARUM WIRST DU AUCH LEBEN!“ „Denn du gehörst zu mir und ich gehöre zu dir!“

AMEN

Am Kreuz der – ein Looser

Notizen zur Karfreitagspredigt

Von Ulrich Haag

Was ist das für einer, der da am Kreuz hängt?
Warum lässt der sich so rumschubsen?
Warum lässt der sich so demütigen?
Warum wehrt der sich nicht?
Was lässt der alles mit sich machen?
Warum sagt der nichts?
Was ist das für ein Looser?
Das soll Gottes Sohn sein?
An den soll ich glauben?

Ich würde mich niemals so fertigmachen lassen!
Ich würde mich wehren.
Mit Worten, natürlich.
Aber wenn Worte nicht helfen:
Ich habe zur Not auch zwei Fäuste.
Die können nicht nur zuschlagen.
Die können zupacken, arbeiten.
Ich kann was, ich kann etwas leisten.
Ich sehe gut aus.
Mich macht so leicht keiner klein.
Im Gegenteil: Ich weiß, wo ich hin will,
und das ist nach oben.
Nach oben, wo es die guten Jobs gibt.
Nach oben, wo man Respekt vor mir hat.
Nach oben, wo das Geld sitzt.
Ich will nach oben, ich kämpfe mich nach oben.
Ich weiß, daß ich das schaffe.
Ich habe schon eine Reihe Siege erfochten.
Ja, da gehöre ich hin: Auf die Seite der Sieger.
Was soll ich mit einem Looser anfangen?

Gut. Ab und an meldet sich diese Stimme.
Die mich daran erinnert,
daß es nicht die Siege sind, auf die ich stolz sein kann.
Mit dem, was ich mit Fäusten erkämpft,
mit dem Mundwerk erfochten habe,
habe ich mehr kaputtgemacht, als aufgebaut.
Ab und an meldet sich dieses Gefühl im Bauch.
Dann sitze ich allein auf Zelle
und heule wie ein Schlosshund.
Dann sehe ich, was bei meinen Erfolgen
alles auf der Strecke geblieben ist.
Wer alles dafür bezahlt hat,
daß ich mich als Sieger fühlen durfte.
Freunde. Meine Eltern.
Die Menschen, die mich geliebt haben.
Hoffentlich noch immer lieben.
Die Menschen, die ich liebe.
Genau genommen bin ich hier gelandet,
weil ich unbedingt stark sein wollte.
Als Strahlemann erscheinen.
Als Siegertyp.

Ab und an melden sich die Bilder.
Dann sehe ich, wie andere mein Leben verwüstet haben.
Wie sich mich ausgebeutet haben, mißbraucht.
Ich erinnere mich,
wie ohnmächtig ich mich gefühlt habe.
Wie verloren. Wie gedemütigt.
Ungerecht behandelt, klein gemacht,
ohne daß ich mich wehren konnte.
Irgendwann habe ich eben diese Entscheidung getroffen:
Von nun an stehst du nur noch auf der Seite der Sieger.
Doch das hat mein Leben und das Leben anderer
erst recht zerstört.
Es ist eine Schneise der Verwüstung,
die ich dabei hinterlassen habe.
Ich habe die Menschen verloren, an denen ich hänge.
Ich habe mich selbst verloren.
Ein Verlierer – ich. Ein Looser.

Ich bekomme Angst.
Angst, daß mein Leben umsonst war. Nichts wert.
Angst, daß ich am Ende selbst nichts wert bin.
Daß nichts bleibt, daß ich ein Verlierer bin,
ein Nichts, das ins Nichts geht.
Verloren geht, ohne daß jemand es beachtet.
Ich bekomme Angst vor der Angst.
Daß ich meiner Angst nicht gewachsen bin.
Sie nicht aushalte und mich am Ende selbst wegmache.

Ich sehe auf das Kreuz.
Ein Looser, der da. Ein Looser, wie ich.
Der muß die gleiche Angst gehabt haben,
daß sein Leben vergeblich ist.
Der steht auf der Seite der Verlierer, wie ich.
Der steht auf meiner Seite und ich auf seiner.
Ich sehe auf das Kreuz, und einen Augenblick lang
sehe ich mich selbst da hängen.
Und sehe den, der da hängt, mein Leben leben.

Plötzlich ist es mir wichtig, daß er Gottes Sohn ist.
Daß Gott seinem Leben große Bedeutung gegeben hat,
auch wenn es aussah wie das eines Verlierers.
Daß Gott meinem Leben Aufmerksamkeit schenkt,
auch wenn es aussieht wie eine einzige Katastrophe.
Wenn ich auf den am Kreuz schaue,
weiß ich daß er auf mich sieht.
Mir zuschaut. erkennt, wie ich bin. Mich anerkennt.

Der am Kreuz – ein Looser.
Und meine einzige Rettung.
Der, auf dessen Seite ich stehe. Mich stellen will.

Trauernde nicht fertigmachen.
Sondern behutsam fragen. Wie er.
Hungernde nicht für meine Zwecke einspannen.
Sondern speisen. Wie er.
Die nichts anhaben nicht demütigen.
Sondern kleiden, schützen. Wie er.
Die der letzte Abschaum sind nicht ausgrenzen.
Sondern ein Stück Wegs mit ihnen gehen. Wie er.
Und natürlich die gefangen sind nicht abstempeln.
Sondern ihnen eine Chance geben.

Der am Kreuz - ein Looser.
Einer von uns. Unsere einzige Rettung
An diesem Tag verlöscht sein Leben.
An diesem Tag verlischt unsere Kraft.
Unsere Stärke. Unsere Gegenwehr.
Wir stellen uns auf seine Seite.
Wir gehen den Weg mit ihm.
In Stille. In Demut.
Und warten, was kommt.

Biblische Gestalten

Zwischen Kain dem Mörder
Amnon dem Vergewaltiger
dem großenwahnsinnigen David
schuldig des Totschlags und des Ehebruchs
zugleich aber doch auch Künstler
dem seinen Freund ausliefernden Judas
dem seinen Freund verleugnenden Petrus
dem missionierenden Paulus
der vorher brutal seine Macht missbrauchte
und Menschen ans Messer lieferte

bewege ich mich Tag für Tag hinter Gittern
spreche mit diesen und anderen Menschen
und frage mich zeitweise:

„Wieso diese Rede von der ‚Heiligen Schrift‘
und von den Heiligen in ihr
und wieso solche Verehrung
biblischer Gestalten
die so oft nichts wesentlich anderes taten
als Menschen unserer Zeit
die unseren Zeitgenossen
als Inkarnation des Bösen gelten?“

Ulrich Tietze

Zum guten Schluss:



Die Kirche auf dem
Koppelsberg bei Plön

Termine

Vorstand: 17. 06. 2009 in Frankfurt/Main
Vorstand und Beirat: 11.5. und 15.5.2009 in Plön
9./10. 11. - 12.11.2009 in Erfurt
8./ 9. 02. - 10.02.2010 in Hannover

Kirchentage: Evangelischer Kirchentag 20.05. - 24.05.2009 in Bremen
Ökumenischer Kirchentag 12.—16.5.2010 in München

Bundeskongressen: 11. –15.5.2009 in Plön
26.—30.4.2010 in Waldfischbach-Burgalben

Regionalkongressen: Baden-Württemberg: 19.10. - 20.10.2009 in Mannheim
28.06. - 30.06.2009 (Ökumenisch)
Bayern: 12.10. - 16.10.2009 in Straubing (am 15./16.10. ökumenisch)
Berlin/Brandenburg/Schles.Oberlausitz: 26.02.2009
Hessen: 19.11.2009 (mit dem HMdJ)
Nordost: 16.11.2009
NRW: 09.03.2009 Teilkongressen Rheinland
27.04. 2009 RK in Dortmund
16.11.2009 RK in Wuppertal
Rheinland-Pfalz/Saarland: 06.2009
Sachsen Anhalt/Thüringen: 25.11.2009 Halle (JVA) (ganztagig)

Arbeitsgemeinschaften und Arbeitskreise: AG Angehörigenarbeit: 15.03. - 16.03.2009 in Meinerzhagen
AG Frauen: 18.01. - 22.01.2010 Heidelberg (Jahrestagung)
AG Jug: 28.09. - 02.10. 2009 in Heidelberg (Jahrestagung)
(Thema: „Freie Formen des Jugendstrafvollzuges an Beispielen in BadWü: Chance oder Sackgasse?“)
AG U-Haft: 11.05.2009, 14.30h – 17.00h in Plön (vor der BUKO)
11. – 25.11.2009 Hannover
AK Maßregelvollzug: 23.09. - 25.09.2009 in Hildesheim

IPCA: IPCA-Weltweit-Kongress: 20.— 25. August 2010 in Stockholm.
Thema: Forgotten People

Impressum

Mitteilungsblatt Gefängnisseelsorge 76/2009

Herausgeber:

Vorstand der Evangelischen Konferenz für Gefängnisseelsorge in Deutschland

Geschäftsstelle:

Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover, Tel.: 0511-2796 406,
Heike.Roziewski@ekd.de.

Redaktion dieses Heftes:

Verantwortlich Pfarrer Ulrich Haag (U.Hg.), JVA Aachen,
Ulrich.Haag@JVA-Aachen.nrw.de.,
Heinz-Dieter Bethkowsky-Spinner, heinz-dieter.bethkowsky@jva-koeln.nrw.de.

Redaktionsanschrift:

Evangelische Konferenz für Gefängnisseelsorge in Deutschland,
Herrenhäuser Straße 12, 30419 Hannover.

Druck: EKD-Druckerei Hannover